

A vibrant, stylized illustration in shades of yellow, orange, and red. It depicts a group of children of various ages interacting with a large globe. Some children are standing and pointing at the globe, while others are sitting or kneeling. The globe shows continents and latitude/longitude lines. The entire scene is set against a bright yellow background.

HANS - JOACHIM MALBERG

*Die Welt
auf dem Papier*

Ein Leben für Geographie, Atlas
und Landkarte

KNABES JUGENDBÜCHEREI

K N A B E S J U G E N D B Ü C H E R E I
Hans-Joachim Malberg – Die Welt auf dem Papier

Die Welt auf dem Papier

Ein Leben für Geographie, Atlas und Landkarte

von

Hans-Joachim Malberg



G E B R . K N A B E V E R L A G W E I M A R

1 9 5 6

Illustrationen und Umschlagentwurf von Hans Wiegandt

G E B R . K N A B E V E R L A G W E I M A R

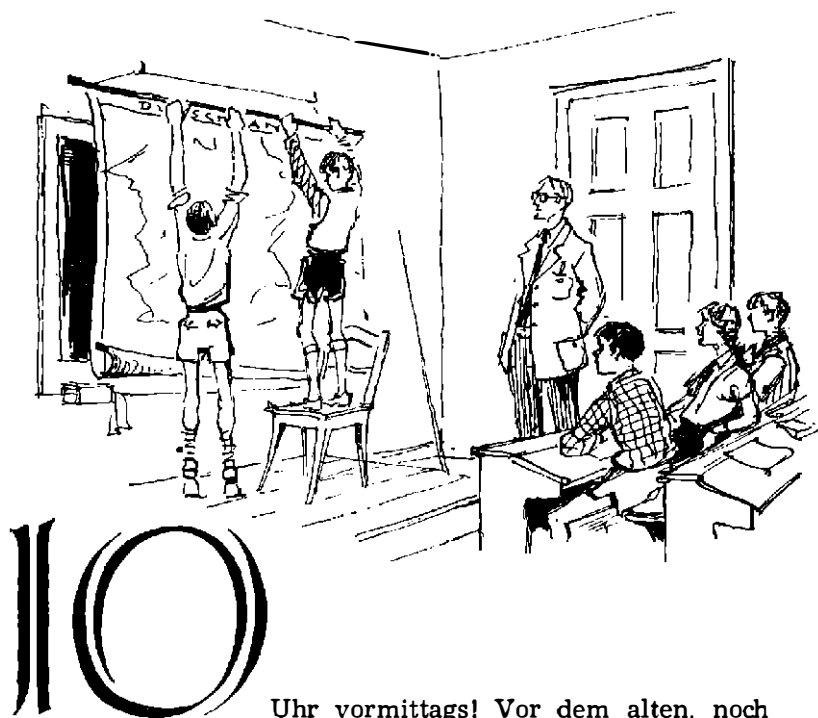
Lizenz-Nummer 360

Gen.-Nr. 500/8/56

Für Leser von 12 Jahren an

D r u c k : V E B L a n d e s d r u c k e r e i W e i m a r

V / 19 / 18



10 Uhr vormittags! Vor dem alten, noch aus dem 19. Jahrhundert stammenden Bau der Grundschule zu Friedrichswerth geht es hoch her. Die kurz bemessene Freizeit der großen Pause muß ordentlich genutzt werden. Das jubelt und wirbelt und lacht durcheinander. Das jagt und hascht sich von einer Ecke zur anderen. Man muß sich einfach austoben, wenn man so lange hat stillsitzen und aufmerken müssen. Außerdem scheint die warme Maisonnette vom blanken Himmel, da mag niemand im Klassenzimmer hocken. Selbst Otto, dem sie den Spitznamen „Professor“ angehängt haben, sitzt, die Beine über Kreuz und den Ellenbogen aufs Knie gestützt, oben auf einem Mauervorsprung. Natürlich liest er, denn unter dem

tut er's ja nie, und die Schwarte scheint mal wieder sehr spannend zu sein.

Die Mädels haben sich wie üblich in ihre angestammte Ecke zurückgezogen, und aus ihrem Gekicher läßt sich schließen, daß sie wieder mal irgendwen oder irgendwas durchhecheln. Die Jungens aber haben quer über den ganzen Platz und in absonderlichen Windungen eine Kette gebildet. Einer steht hinter dem anderen in drei Meter Abstand, den Oberkörper gebückt und das Kreuz hoch herausgereckt, und wartet gespannt darauf, daß der letzte Mann in kühnem Bodasprung über die Reihe der Vordermänner hinwegsetzt. Der lange Willi hat dabei seine besondere Methode. Wenn der Springer hinter ihm ansetzt, macht er sich jeweils mit einem kurzen Ruck starr und steif, und richtig, Paulchen mit seinem kurzen Untergestell bleibt auf dem Buckelmassiv des Großen rettungslos hängen, um dann unverrichteter Dinge wieder hinten abzurutschen. Sofort geht Willi mit Biedermannsmiene auf die Knie herab, damit Paulchen ganz bequem über ihn hinwegsteigen kann. Kaum aber läßt sich Paulchen zu diesem neuen Versuch verleiten, schnellt Willi wieder empor, bis Paulchen schließlich wutentbrannt abläßt, dem Großen einen Knuff in das Hinterteil verpaßt, an ihm vorbeiwischt und den nächsten in der Reihe überspringt, der ihn gutmütig passieren läßt, ohne Paulchens Kräfte und Möglichkeiten zu überfordern.

Unbemerkt ist inzwischen der Junglehrer Jochen Fröhlich aus der offenen Tür des Schulgebäudes auf die Außentreppe herausgetreten. Von dort aus blickt er prüfend über die spielende Schar. Herrn Fröhlich haben sie alle gern, er heißt nicht nur so, er ist auch fröhlich. Er hat seine besondere Art zu unterrichten und versteht es, auch dem Dümmden die kniffligsten Dinge klarzumachen. Dabei gibt es in seinen Stunden stets Überraschungen. Soweit es der Lehrplan zuläßt, weiß er selbst dem trockensten Stoff immer wieder neue Reize abzugewinnen. Als er aber jetzt ausgerechnet Otto, die Leseratte, und den langen Willi aufruft, sind die beiden wirklich nicht

gerade davon begeistert, Buch und Spiel so plötzlich aufgeben zu müssen. Otto zieht einen regelrechten Flunsch, als er von seinem Mäuerchen herabrutscht, und Willi fragt sich rasch, was er ausgefressen haben könnte, um solcher Beachtung gewürdigt zu werden. Die Sache mit Paulchen ist doch bloß Spaß gewesen.

Lächelnd wartet Herr Fröhlich, bis die Jungen herangekommen sind. Ohne ein Wort zu verlieren, geht er mit ihnen ins Gebäude und steuert geradewegs auf das Lehrerzimmer zu. Jetzt wird die Sache wahrhaftig ernst! Was soll es geben? Am Konferenztisch sitzt sogar der Schulleiter und faltet sein Butterbrotpapier säuberlich zusammen, aus dem er augenscheinlich soeben sein Frühstück verzehrt hat.

„Na, ihr zwei? Schlechtes Gewissen?“ wendet sich Lehrer Fröhlich an seine Trabanten. „Immer heraus mit der Sprache, wenn ihr was auf dem Kerbholz habt!“

Otto und Willi bohren unschlüssig ihre Blicke in den Fußboden. Sie sind sich wirklich keiner Schandtat bewußt, und ihre Aufgaben haben sie auch gemacht.

„Um so besser!“ erlöst sie Herr Fröhlich aus ihren Zweifeln. „Ich habe nämlich einen Auftrag für euch. Einen besonderen Auftrag! Schaut mal da in die Ecke!“

Wie von einem Magneten angezogen, fahren die beiden Jungensköpfe hoch und schauen nach links hinüber. In der Zimmerecke lehnt aufrecht eine lange Stange, eine Rolle vielmehr, sehr ordentlich aufgerollt und mit Bändchen verschnürt.

„Das ist ja . . . Ist das die neue Landkarte?“ platzt Willi heraus. Herr Fröhlich nickt bestätigend. Ja, es ist die schon längst erwartete, neue große Schulwandkarte von Deutschland, die für den Erdkundeunterricht so dringend gebraucht wird. Endlich ist sie da.

„Und ihr sollt sie jetzt hinübertragen in unseren Klassenraum“, ordnet Herr Fröhlich an. „Wir wollen sie nachher gemeinsam entrollen und betrachten. Aber Vorsicht, daß ihr mir unterwegs keine Fensterscheibe einstoßt!“

„Keine Angst, Herr Fröhlich!“ Der lange Willi ist sofort in seinem Element. Er kippt die Kartenrolle nach vorn über und übernimmt die Spitze der Expedition. Otto packt am hinteren Ende zu, und nun ziehen sie los wie die sieben Schwaben mit ihrem Spieß. Als sie die Kurve an der Tür nehmen wollen, wird es gefährlich. Willi schwenkt vorn allzu lebhaft ein. Otto kann hinten nicht rasch genug bremsen. Der bunte Tonkrug, der voller Birkenzweige mitten auf dem Konferenztisch steht, beginnt, von der kühnen Schwungkraft des Unternehmens betroffen, bedenklich zu scheppern. Glücklicherweise aber sitzt der Schulleiter direkt dahinter. Er greift zu und rettet damit sich und die nähere Umgebung vor Wasserschaden und Scherben.

Betreten halten die beiden Helden ein. Als aber der Schulleiter nur entsetzt den Kopf schüttelt und Herr Fröhlich sich das Lachen kaum verbeißen kann, marschieren sie weiter bis zur Klasse. Sie hören gerade noch, wie Herr Fröhlich ihnen nachruft: „Daß ihr mir aber keinen an die Karte heranlaßt, bis ich komme!“

Das hätte er kaum zu betonen brauchen. Im Klassenzimmer angelangt, lehnen Willi und Otto die Wandkarte gleich einer Fahnenstange vorsichtig in die Ecke zwischen Schrank und Wandtafel und postieren sich wie zwei Schildwachen davor. Als das Klingelzeichen das Ende der Pause verkündet und die anderen ins Klassenzimmer hereinströmen, darf keiner sich auch nur der Ecke nähern. Stumm und unnahbar weisen Willi und Otto jeden Neugierigen in seine Schranken.

Wenige Minuten später betritt Herr Fröhlich die Klasse, und nun folgt der feierliche Augenblick. Der Lehrer läßt die Karte an den beiden Haken über der Wandtafel aufhängen. Otto muß dazu auf den Stuhl steigen, der lange Willi braucht sich nur auf die Zehenspitzen zu stellen und seine Arme ordentlich auszurecken. Die Haltebänder werden gelöst, und die Karte rollt mit leichtem Schwung herab.

Bunt leuchtet es in voller Farbenpracht auf. Ein allgemeines „Ah“ geht durch die Klasse. Grün und blau und braun, das sind die ersten Farbeindrücke, die in die Augen fallen. Oben drüber aber auf der Randleiste steht in großen kraftvollen Buchstaben das Wort „Deutschland“! Das also ist Deutschland, das ist die Heimat! Natürlich haben die Kinder schon auf den kleinen Karten der Atlanten das gleiche Kartenbild gesehen. Aber hier ist nun alles groß, gewaltig, plastisch und eindringlich. Jochen Fröhlich weidet sich einige Augenblicke an dem allgemeinen Erstaunen. Dann sagt er: „So, Freunde, nun kommt einmal näher. Ich möchte heute noch nicht gleich mit euch einen regelrechten Erdkundeunterricht halten. Wir werden diese Karte noch oft zu Rate ziehen, wenn wir uns in allen Einzelheiten ihren geographischen Inhalt erarbeiten wollen. Heute will ich nur einmal prüfen, ob ihr Augen im Kopfe habt, um zu sehen. Mit einer solchen Karte ist es nämlich wie mit einem Gemälde. Viele Leute gehen in die Museen und Gemälde-Ausstellungen. Sie bleiben vor den einzelnen Bildwerken stehen, betrachten sie kurz, sagen: ‚Das ist schön, das gefällt mir‘, oder auch: ‚Das gefällt mir nicht!‘ Warum ihnen jedoch dieses oder jenes Bild besonders gefällt oder mißfällt, das untersuchen die meisten nicht. Darauf aber kommt es an! Man muß nicht nur schauen, sondern urteilen lernen. Man muß seine Einwände begründen können, und dazu ist es notwendig, daß man jede Einzelheit eines Kunstwerks auffindet und wahrnimmt. Ihr habt alle ‚Ah‘ gerufen, als das Kartenbild sich vor unseren Augen in seinem ganzen Umfang auftat, und das mit Recht, denn wir erlebten, wie sich ein großes Kunstwerk vor uns offenbarte. Nun wollen wir miteinander feststellen, wodurch diese Wirkung zustande gekommen ist.“

Es bedarf keiner weiteren Aufforderung. Kopf an Kopf drängen sich die Kinder in weitem Halbkreis um die Wandkarte. „Die wundervollen Farben“, beginnt Ursel gleich, „alles bunt, und doch paßt es zusammen!“

„Richtig! Sie sind sehr fein aufeinander abgestimmt“, bemerkt

Herr Fröhlich. „Aber was sollen sie eigentlich ausdrücken? Aus welchen Erwägungen heraus sind sie so ausgewählt und angeordnet worden?“

„Wir sollen einen Eindruck von den Bodenverhältnissen bekommen. Gleich auf den ersten Blick sieht man doch, wo Wasser ist, wo das Land sich ausbreitet und wo die Berge anfangen“, stellt Wolfgang fest.

„Einverstanden! Obwohl keine Meereswoge, keine Wiese, kein Acker, kein Baum und kein Fels auf diesem Gemälde zu sehen ist, wissen wir doch sofort aus dem Farbenspiel, worum es sich handelt. Wir erleben förmlich bildhaft, wie die deutsche Landschaft von beiden Meeren her, der Nordsee und der Ostsee, über die Tiefebene bis zu den Gebirgsstöcken der Alpen ansteigt. Aber schaut mal genauer hin, sind das nun nur drei Hauptfarben, das Blau des Wassers, das Grün des Flachlandes und das Braun des Gebirges, die da gegeneinander gesetzt sind?“

„Nein“, erkennt jetzt Willi, „das sind ja jeweils ganz verschiedene Tönungen bei jeder Hauptfarbe. Bei den braunen geht es vom Hellgelb bis zum tiefdunklen Rotbraun, und beim Grün und beim Blau ist es ganz ähnlich.“

„Und warum sind diese Tonschattierungen vorhanden?“ will jetzt der Lehrer wissen.

„Ist doch ganz einfach“, meldet sich Wolfgang wieder. „In den Alpen sind die Berge höher und steiler als bei uns in Thüringen, und das Meer ist doch auch nicht an allen Stellen gleich tief.“

Otto hat inzwischen am unteren Kartenrand bereits die Farbenskala entdeckt. In kleinen Rechtecken sind dort sauber die Farbtönungen aufgemalt, die im Kartenbild auftreten, und dabei steht in jedem Falle, welche Höhen oder Meerestiefen die einzelnen Farbwerte kennzeichnen sollen. Insgesamt elf verschiedene Farbwerte zählen die Kinder, und Herr Fröhlich weist noch darauf hin, daß die Farbwerte nicht allein die Höhenunterschiede markieren, sondern daß bei der Darstellung

der Gebirgsformationen auch noch mit dem Hilfsmittel der Strichzeichnung und Schraffierung gearbeitet worden ist. Je dichter die Striche nebeneinandergesetzt sind, um so deutlicher prägen sich die Höhe und Steilheit der Gebirgsformationen aus, und je nachdem, wie dicht der einzelne Farbton aufgebracht ist, treten die Unterschiede zwischen Höhen und Tiefen heraus. Der Fachmann bezeichnet dieses Verfahren als Schummerung. „Aber nun sucht mal nach weiteren Einzelheiten auf dem Kartenbild“, fordert er die Kinder auf. „Es gibt noch manches zu entdecken.“

„Die Flußläufe sind alle blau gemalt“, findet Ursel heraus.

„Und man sieht ordentlich, wie sie von der Quelle bis zur Mündung wachsen, weil sie immer dicker werden“, fügt Herbert hinzu.

„Jede kleinste Windung ist mit berücksichtigt“, weiß Gisela zu berichten.

„Nun, wenn auch nicht jede, so doch die wesentlichsten“, schränkt Herr Fröhlich ein. „Ihr müßt bedenken, daß jede Karte notwendigerweise die Tatsächlichkeit der natürlichen Weite und Größe stark verkleinern muß, denn eine Landkarte im natürlichen Maßstab müßte ja die ganze tatsächliche Landschaftsfläche bedecken und würde kaum in unser Klassenzimmer passen.“

„Der Maßstab, das ist das hier unten“, erklärt Willi und deutet auf den unteren Kartenrand. Da ist so etwas wie ein winziges Metermaß aufgedruckt, und darüber steht 1:450 000. Ein Rechenexempel! Willi ist stets im Kopfrechnen etwas schwach. Aber gemeinsam bekommen sie es dann doch heraus, daß ein Zentimeter auf der Karte einer Entfernung von 4,5 km in der Wirklichkeit entspricht. Donnerwetter, das muß schwierig sein, die Tatsächlichkeit der natürlichen Flächenverhältnisse im Kartenbild so verkleinert zusammenzudrängen!

„Aber die rote Linie da, die hat nichts mit Natur und Bodenbeschaffenheit zu tun. Das ist nämlich die Landesgrenze, nicht wahr, Herr Fröhlich?“ fragt Wolfgang nun.

„Richtig! Die rote Linie bekundet einen menschlichen Willensakt. Sie ist das Ergebnis staatspolitischer Entwicklungen und Auseinandersetzungen, und was sie einbegreift, denkt immer daran, das ist unsere Heimat, das ist Deutschland, das zusammengehört und für das wir alle in Ost und West einzustehen haben. Auf dieser Karte treten sonstige staatspolitische Kennzeichnungen zurück. Dafür gibt es bekanntlich besondere Karten. Aber die Linienführung der Landesgrenze ist auch auf unserer Karte nötig, damit wir studieren können, wie die von der Natur gegebenen Bodenformationen sich in den Nachbarländern fortsetzen beziehungsweise von anderen abgelöst werden. Die rote Grenzlinie ist jedoch nicht der einzige Ausdruck menschlicher Einwirkung auf dieser Karte. Sucht mal weiter!“ „Ich weiß, ich weiß!“ meldet sich Gisela stürmisch. „Die Städte sind eingetragen, und die sind doch von Menschen erbaut worden.“

„Und die Namen, die die Menschen den Flüssen und Gebirgen gegeben haben, sind ebenfalls genannt“, ergänzt Wolfgang.

„Gut beobachtet! Und hier könnt ihr nun am besten feststellen, welches hohe Maß an exakter Kleinarbeit allein in den Hunderten von Eintragungen eines solchen Kartenwerks verborgen ist.“

„Du, Gisela, guck bloß mal“, wendet sich Ursel an ihre Freundin, „wie die Namen der Gebirge und der Flüsse sich überall dem Verlauf richtig anschmiegen!“

„Das ist doch gar nichts!“ bemerkt Otto eifrig. „Die Buchstabengrößen sind ganz verschieden. Bei Berlin sind es lauter große Buchstaben. Bei anderen Städten ist nur der Anfangsbuchstabe groß geschrieben, und der Name Augsburg ist viel kleiner als der Name Dresden.“

„Auch die Punkte, die die Lage der Orte bezeichnen, unterscheiden sich voneinander“, fügt Herbert hinzu. „Manchmal ist es nur ein Ringel, und manchmal ist in das Ringel hinein noch ein Punkt gesetzt.“

„Ihr habt recht!“ stellt Herr Fröhlich abschließend fest. „An den Schriftgrößen und den Signaturen, wie das der Kartenzeichner nennt, kann der Kundige ohne viele Mühe die Größe der einzelnen Orte, gestaffelt nach Einwohnerzahlen, ablesen. Hier unten am Kartenrand habt ihr die Aufschlüsselung dazu.“

„Das ist aber eine Fitzelarbeit, so eine Karte! Ich glaube, ich würde mein ganzes Leben damit zu tun haben und brächte es doch nicht fertig!“ Willi macht aus seinem Herzen keine Mördergrube.

„Na ja, du, mit deinen Boxer-Pratzen!“ stichelt Ursel. „Und du hast ja auch kein Sitzfleisch!“

„Hat das eigentlich einer allein gemacht? Die ganze Karte?“ fragt jetzt Wolfgang dazwischen.

„Ja und nein“, antwortet der Lehrer. „Ihr könnt euch denken, daß es vieler Köpfe und Hirne bedarf, um all die Einzelheiten einer einzigen solchen Karte zusammenzutragen; und zur technischen Herstellung der Karte, zum Druck und allem, was damit zusammenhängt, sind wiederum viele tüchtige Mitarbeiter, Meister, Gehilfen und Lehrlinge nötig. Eine solche Karte ist im schönsten Sinne des Wortes ein außerordentliches Kollektiv-Kunstwerk, bei dem ein Gedanke sich zum andern finden und ein Handgriff den anderen ergänzen muß. Der eigentliche Schöpfer aber, der alles leitet, bestimmt, auswählt, überprüft und überwacht, der vor allem jede Einzelheit, jeden Strich und jeden Buchstaben mit der Feder und dem Stift aufzeichnet, er ist die Triebkraft und die Seele in diesem vielgestaltigen Organismus. Man nennt ihn den Kartographen.“

Kartograph! Das Wort zündet plötzlich in verschiedenen Köpfen.

„Ich weiß, wer der Kartograph ist!“ platzt Willi heraus. „Unser Professor! Da oben an der Karte steht sein Name!“

Richtig! Da oben steht er groß und deutlich zu lesen: Dr. Hermann Haack! Und wer der Doktor Haack ist, das weiß natürlich jedes Kind in Friedrichswerth. Das ist eben „unser Professor“, der in Gotha im Kartographischen Institut arbeitet.

Atlantenkarten zeichnet er dort und Wandkarten. Sein ganzes Leben lang. Und deshalb steht sein Name auch auf der neuen Schulwandkarte. Aber in Friedrichswerth ist er geboren. In dem Hause gleich neben der Schule. Da hängt auch die Tafel dran, denn der Professor ist Ehrenbürger von Friedrichswerth. Und hier in diese Schule ist er gegangen, wenn auch nur für kurze Zeit. Die Schule war damals ganz neu, und er ist bald darauf weggezogen.

„Auf meinem Platz hier hat er gesessen“, verkündet Ursel voller Stolz, „das hat er mir selber gesagt, als er uns voriges Jahr in der Schule besucht hat!“

„Und das dort ist er!“ ruft Otto und weist auf die Wand. Die Köpfe fahren herum. Natürlich, dort hängt ja das Porträt des großen Schülers von Friedrichswerth.

„So ein alter Mann!“ fährt es Gisela unversehens heraus. „Der ist doch gewiß schon über siebzig?“

„Über siebzig? Über achtzig ist er!“ erklärt Wolfgang empört. „Hast wohl noch niemals die Tafel am Geburtshaus richtig gelesen? Da steht es doch groß und breit: Am 29. Oktober 1872 geboren. Und wir haben jetzt bekanntlich 1955!“

„Ob der Professor nicht manchmal arg müde ist bei dem hohen Alter und der vielen Fitzelarbeit?“ wendet Gisela erneut ein. „Müde? Unser Professor? Nein!“ sagt Herr Fröhlich lächelnd. „Er ist, glaube ich, niemals müde, wenn es um seine Arbeit geht. Ich will euch mal etwas erzählen. Kürzlich, als ich wegen unserer neuen Wandkarte nachgefragt habe, bin ich bei ihm in Gotha gewesen. Und wißt ihr, wo ich ihn gefunden habe? In seinem Hausgarten in der Emminghausstraße. Dort grub der alte Herr seine Beete um und pflegte seine Blumen und Sträucher mit eigener Hand. Seht ihr, das hat ihn so jung und lebendig gehalten, dieses tägliche tätige Verbundensein mit dem Stückchen Erdscholle. Das war und ist für ihn, der die große Welt der Erdoberfläche auf die kleinen Zeichenbogen bannt, seine ureigenste Welt.“

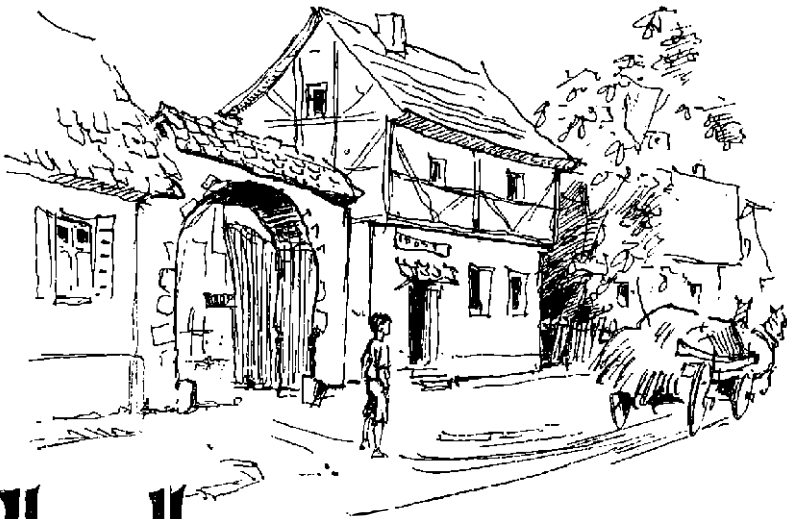
Höchst erstaunlich! Gräbt mit über achtzig Jahren noch den Garten um, und man selbst drückt sich am liebsten, wenn man mal noch ein bißchen Unkraut jäten oder die Ziege am Wiesenrain weiden lassen soll. Aber interessant muß das Leben des Professors doch sein!

Und nun geht es los in wildem Durcheinander. „Herr Fröhlich, können Sie uns von ihm nicht noch was erzählen? — — Bitte seien Sie so gut! — — Wie er arbeitet! — — Was er als Junge erlebt hat! — — Hat er auch Streiche gemacht? — — Was hat er alles lernen müssen? — — Und wie ist das eigentlich mit dem Kartenzeichnen? Wie fängt man das an? — — Bitte, bitte!“ Lachend wehrt Herr Fröhlich die aufgeregte Schar ab. „Natürlich kann ich das“, verspricht er, „aber nicht während des Unterrichts. Das würde unseren Lehrplan sprengen. Ich mache euch einen Vorschlag: In drei Wochen gibt's Ferien. Wir gehen gemeinsam ins Ferienlager. Dort will ich mit euch gern eine Arbeitsgemeinschaft halten über den großen Kartographen Professor Dr. Hermann Haack, sein Leben, sein Wirken und seine Wirkungsstätte!“

In den Jubel der Kinder schrillt die Klingel hinein, die das Ende des Schulvormittags verkündet. Sie hätte ruhig noch ein bißchen ausbleiben können. Das war heute wieder einmal spannend! Auf dem Heimweg fragt Otto den Willi: „Machst du auch mit bei der Arbeitsgemeinschaft?“

„Dumme Frage!“ belfert Willi und tippt mit dem Zeigefinger an die Stirn. „Wo wir beide doch überhaupt erst die Karte in die Klasse gewuchtet haben! Ist doch klar, daß wir zwei vorne ran sind!“

Und ihr, liebe Leser? Ihr seid ja gewiß auch gespannt, was Herr Fröhlich seinen Jungen und Mädels im Ferienlager über den Professor Haack erzählt hat? Lest mal weiter! In den folgenden Kapiteln findet ihr alles genau aufgezeichnet.



H

otte — hüh!“ ruft Onkel Oskar. Er schmitzt leicht mit der Peitschenschnur. Die Pferde, Onkels ganzer Stolz, legen sich ins Geschirr, und flott rattert die schwere Dungfuhr zum Tor hinaus auf die schmale Dorfstraße. Der Spätherbsttag verspricht noch einmal schön zu werden. Langsam kämpft sich die Sonne durch die leichten Nebelschwaden empor.

In der Einfahrt lehnt, die Hände auf dem Rücken verschränkt, ein zwölfjähriger Junge.

„Na, kommst nicht mit heute, Hermann?“ fragt der Onkel den Neffen. „Könnte gut zwei Hände brauchen beim Mistbreiten.“ „Ich möchte schon, aber ich kann nicht. Ich habe doch Dienst!“ antwortet Hermann.

„Ach so, der Herr Postagent hat Dienst. Ja dann freilich . . .!“

Lachend fährt der Onkel im Vorbeigehen dem Jungen mit der schwieligen Hand durch den Wuschelkopf und fügt hinzu: „Paß nur gut auf, daß du die Briefmarken richtig klebst und dir abends kein Dreier in der Kasse fehlt, sonst kommt der Postdirektor selber aus Erfurt und zieht dir die Ohren lang!“

„Keine Angst!“ versichert Hermann. „Bei mir hat noch immer alles gestimmt.“ Dann schaut er dem davonpolternden Fuhrwerk eine Weile nach. Es wäre natürlich schön, wenn er mit auf den Acker hinaus könnte, und vor dem Mistbreiten scheut er sich nicht. Mit der Forke weiß er umzugehen wie ein Alter. Das hat ihm der Onkel beigebracht in den zwei Jahren, die Hermann nun schon hier ist. Und nicht nur das! Onkel Oskar ist ein kluger Mann, und in der Landwirtschaft, in der Obstzucht und im Gemüsebau weiß der besser Bescheid als drei Gelehrte zusammen. Hermann hat allenhand von ihm gelernt. Was leichter und was schwerer Boden ist und wie man sich auf die jeweilige Eigenart genau während des ganzen Jahreslaufs einstellen muß, um dem Boden die höchsten Ernten abzugewinnen. Er kennt alle Gesteinsarten und jeden Vogelruf. Er weiß, wie man das Obst veredelt und wann und wo man am zweckmäßigsten statt des Stalldungs den Chilesalpeter zur Düngung verwendet. Im Kuh- und Pferdestall ist er selbstverständlich daheim. Als die braune Stute Bella neulich fohlte, hat er die halbe Nacht mitgeholfen, bis das Kleine schließlich zitternd und schleimbedeckt auf der Strohschütte lag. Auch mit Wind und Wetter, Abendrot und Morgenrot kennt er sich wie ein rechter Landmann aus, und wenn die Zirren mit langen Fangarmen streifig über den Himmel greifen oder die Kumuli, die Haufenwolken, sich zu drohenden Wettergebirgen zusammenballen, dann zieht er seine Schlüsse daraus.

Heute scheint wirklich nichts Böses zu drohen. Prüfend schaut der Knabe nochmals zum Himmel auf. Dabei fällt sein Blick auf die Kirchturmuhrr. Wahrhaftig schon zehn vor acht! Es wird höchste Zeit, denn gewiß hinkt das altersschwache Klapperwerk auch noch wie üblich um ein paar Minuten hinter der Welt-

geschichte her. Hermann wendet sich dem großväterlichen Anwesen zu. Zwei Häuser, ein großes zweistöckiges und ein niedriges einstöckiges, sind durch die dazwischenliegende Torfahrt miteinander verbunden. Dahinter schließen sich Hof und Stellungen an.

Der Junge geht rasch in das größere der beiden Häuser hinein. An der Eingangstür verkündet ein Amtsschild, daß sich hier die „Kaiserliche Postagentur Dachwig“ befindet. Kaum hat er die zum Amtslokal eingerichtete Vorderstube im Erdgeschoß betreten, da tutet es auch schon vernehmlich. Auf dem Tisch steht sehr würdig eine jener merkwürdigen Apparaturen, denen man den Namen Telefon gegeben hat. Wie ein Tischleuchter sieht das Ding aus. Von dort her erschallt fordernd der Ruf. Hermann nimmt den Hörer ab. Eine markige Amtsstimme teilt kurz und unwiderruflich mit: „Zeitangabe, acht Uhr!“

„Verstanden! Acht Uhr! Hier Postagentur Dachwig! Danke!“ bestätigt Hermann dem unsichtbaren Kollegen durch den Schalltrichter. Dann geht er zum Fenster. Natürlich die Kirchturmuh! Wieder volle vier Minuten nach! Er muß das nachher gleich einmal dem Küster stecken, damit der das vorsintflutliche Monstrum ordentlich auf Trab bringt. Ist doch eigentlich eine prachtvolle Sache, so ein Telefon, geht es ihm dabei durch den Sinn. Da hockt irgendwo in Walsleben drüben im Postamt ein Mann, rund sechs Kilometer östlich von Dachwig, und mit dem kann man sich unterhalten, als säße er hier mit in der Stube. Die Dachwiger sind auch mächtig stolz darauf, daß sie so eine neuzeitliche Telefonanlage mitten im Dorf haben.

Noch längst nicht jede Postagentur ist an dieses Zaubernetz angeschlossen, denn es ist ja erst . . .

Halt mal, das ist ja direkt ein interessantes Rechenexempel! Hermann greift zu Rotstift und Papier und schreibt drei Zahlen untereinander: — 1884 — 1872 — 1860

Stimmt ganz genau! Heuer schreibt man das Jahr 1884, und er selbst ist 12 Jahre alt. Vor wenigen Tagen, am 29. Oktober, ist er es geworden. 1872 ist sein Geburtsjahr, und wiederum 12 Jahre zurückgerechnet, im Jahre 1860, hat der Frankfurter Lehrer Philipp Reis das erste brauchbare Gerät zur Übertragung der menschlichen Sprache auf weite Entfernung mit Hilfe des elektrischen Stroms konstruiert. Kein Zweifel, das Telefon ist jetzt gerade doppelt so alt wie er, Hermann Haack, geboren zu Friedrichswerth bei Gotha.

Der Junge ist so in seine Rechnerei versunken, daß er gar nicht bemerkt, wie sich inzwischen die Tür öffnet. Erst als er ein zaghaftes Räuspern vernimmt, blickt er auf. Vor ihm steht der alte Bachmann, ein greisenhaftes Männchen, der bei seinem Sohn, dem Wilhelm Bachmann, auf dem Altenteil lebt.

„Ich — ich habe hier“, beginnt er mit seiner brüchigen Stimme, „ich habe einen Brief . . .“

„Bitte schön, geben Sie ihn nur her“, erklärt Hermann zuvorkommend, „wird alles besorgt. Marke drauf und dann ab, noch heute, zum Postamt nach Walschleben und von dort aus weiter nach Erfurt!“

„Nu nee, nu nee, so einfach ist das aber nicht“, gibt der Alte zu bedenken. „Was nämlich meine Enkelin, die Frieda, ist, die ist doch voriges Jahr mit ihrem Mann nach Amerika rüber, und das kostet doch gewiß viel Geld, ich meine der Brief, denn da liegt doch noch das große Wasser dazwischen.“

„Irrtum, Herr Bachmann!“ bemerkt Hermann eifrig und wiegt den Brief kurz in der Hand. „Das kostet ganze zwanzig Pfennige und nicht einen mehr. Sehen Sie, da nehmen wir hier eine von den blauen Marken mit dem Reichsadler in der Mitte oder auch zwei von den roten zu zehn, das bleibt sich gleich, und dann werden sie aufgeklebt und abgestempelt, und dann reist Ihr Brief zu Lande und zu Wasser bis nach Amerika.“

„Da muß ich aber wirklich staunen!“ gesteht Emil Bachmann. „Ja, haben Sie denn noch nie etwas vom Weltpostverein ge-

hört?“ Die Jungenstimme bekommt einige Überlegenheit. „Den Weltpostverein hat doch der Generalpostmeister Heinrich Stephan ins Leben gerufen, der jetzt als Staatssekretär unser gesamtes Postwesen leitet. Vor zehn Jahren ist das gewesen, und heute gehören alle Länder Europas und die meisten Großstaaten der Welt diesem Verein auf Gegenseitigkeit an. Vor ein paar Jahren, 1878, da haben sie einmal nachgerechnet, wie groß das Gebiet des Weltpostvereins eigentlich ist und wieviel Menschen in diesem Gebiet wohnen. Und wissen Sie, was dabei herausgekommen ist? Die Landoberfläche der Erde umfaßt rund 135 Millionen Quadratkilometer erschlossenes Land. Genau die Hälfte davon, nämlich 67 Millionen Quadratkilometer, gehören bereits zum Gebiet des Weltpostvereins, und darin leben rund 750 Millionen Menschen, also wiederum etwa die Hälfte der gesamten Erdbevölkerung. Und die anderen kommen bestimmt noch nach und nach hinzu. Darauf können Sie sich verlassen!“

„So, so! So ist das also!“ sagt Emil Bachmann und zieht sein abgegriffenes Geldtäschchen hervor. „Da werden wir denn mal die zwei Groschen für den Weltpostverein lockermachen.“ Unter den Zahlen, die der junge Mann so flott dahergeplappert hat, kann der Alte sich nicht viel vorstellen. Über den Umkreis des heimatlichen Kirchdorfes ist er kaum einmal hinausgekommen. Er weiß nur, kaum eine halbe Meile vom Ortsausgang, da stehen Grenzsteine, und dahinter regiert nicht mehr der preußische König, sondern der gothaische Herzog. Immerhin, das mit dem Postverein scheint eine ordentliche Sache zu sein, über alle solche Grenzpfähle hinaus, und der Enkel vom Nachbar Baerwolf ist mit seinen zwölf Jahren wirklich ein kluges Bürschchen. Der hat das Zeug zu einem Gelehrten, wenn er über alles schon jetzt so Bescheid weiß.

Befriedigt tritt Emil Bachmann ab. An der Tür aber wendet er sich doch noch einmal um. Besser ist besser. „Und ich brauche den Großvater bestimmt nicht noch mal zu fragen? Wegen dem Porto?“

„Aber Herr Bachmann!“ Hermann ist jetzt direkt empört. Viel schwierigere Dinge hat er hier schon erledigt als so einen lächerlichen Brief.

„Schon recht, schon recht“, begütigt Emil, „eine Frage ist doch keine Klage“, und mit einem „Nichts für ungut!“ entfernt er sich endlich.

Wenn sie alle so wären, dann hätte man sein Kreuz, denkt Hermann Haack. Falsche Auskünfte! So etwas kommt bei ihm überhaupt nicht vor. Seit er vor zwei Jahren aus dem Friedrichswerther Elternhaus zu den Großeltern nach Dachwig übersiedelt ist, hat er dem Großvater in steigendem Maße die Agenturarbeit abgenommen. Der hat sich darüber gefreut. Er hat allerhand in der Wirtschaft zu tun, und der Jüngste ist er auch nicht mehr. Der Großvater kontrolliert natürlich genau nach, was sein „Stellvertreter“ tut und treibt, aber Beanstandungen hat es kaum einmal gegeben. Ist ja auch kein Wunder. Der Vater in Friedrichswerth verwaltet ebenfalls die dortige Posthalterei; und zu Hermanns ersten Kindheitserinnerungen gehört die dicke, behäbige Postkutsche, die, von zwei kräftigen Gäulen gezogen, jeden Abend von Gotha her im väterlichen Hause einpasierte, um am nächsten Morgen, mit Hermanns Hilfe angeschirrt, wieder nach der Hauptstadt des Herzogtums abzurollen. Hermann hat seine Eltern und seine Geschwister lieb. Aber noch lieber fast ist er hier in Dachwig, denn er ist der erklärte Liebling der Großmutter, und sie war begeistert, als er eines Tages mit Sack und Pack bei ihr einzog. Sozusagen aus eigenem Entschluß, jawohl! Mit seinen zehn Jahren ist er damals zum Friedrichswerther Schullehrer gegangen und hat um sein Abgangszeugnis gebeten. Dadurch kam dann die ganze Angelegenheit ins Rollen.

Unschlüssig geht der Junge im Agenturlokal auf und nieder. Dann greift er zur neuesten Nummer des „Archivs für Post und Telegraphie“, einer Monatsschrift, die den Postagenten zur Belehrung regelmäßig zugestellt wird. Nur nicht faulenzeln! Man kann immer noch etwas hinzulernen. Auch seine Weisheit

über den Weltpostverein, die er vorhin dem Emil Bachmann verzapfte, hat er aus einem Artikel im „Archiv“ gewonnen. Und wie wunderbar ist es, sich mit wachen Sinnen in der Welt zurechtzufinden! Spürt man den Zusammenhängen nach, so wird die fremde Riesenweite Zug um Zug klein und geordnet und überschaubar wie auf der Mercator-Karte des Weltpostvereins, die im Agenturraum hängt. Vor ihr kann Hermann ganze Stunden zubringen. Das ist lehrreicher als der Erdkundeunterricht in der Dorfschule, denn hier muß man sich alles selbst zusammensuchen und erarbeiten. Muß übrigens eine Heidenarbeit sein, eine solche Karte mit ihren vielen Angaben, Farben zu zeichnen und zu drucken. Aber sicherlich höchst interessant! Der Großvater benutzt die Karte, um den Nachbarn, wenn sie einmal verreisen wollen, zu zeigen, wie sie fahren und wo sie umsteigen sollen. Dazu zieht er dann noch das Reichskursbuch zu Rate, in dem alle Zugverbindungen verzeichnet sind. Die Leute staunen immer, wie sich der Großvater durch das Strecken- und Zahlengewirr hindurchfindet, denn allein das deutsche Eisenbahnnetz umfaßt ja jetzt schon rund 34 000 Streckenkilometer. Wenn man aber die Sache einmal beherrscht, ist es gar nicht so schlimm. Als neulich der Nachbar Heimbrod nach Iserlohn zu Besuch fahren wollte, hat ihm Hermann die Strecke und die Fahrzeiten ganz allein herausgesucht, und der Mann ist auch richtig hingekommen. Er hat es ihm selber bestätigt, als er wieder daheim war. Aber heute scheint keiner im Dorfe Reisewünsche oder Anliegen an die Reichspost zu haben. Nur eine fette Winterfliege brummelt einfältig durch die Stube und bumst mit Regelmäßigkeit gegen die Fensterscheibe. Hermann beschließt, rasch einmal zur Großmutter hinüberzuwischen. Großmutter Baerwolf regiert auf der anderen Seite der Tordurchfahrt im kleinen Hause, wo es herrlich nach allerlei fremdländischen Gewürzen duftet, wenn nicht gerade ein Posten Räucherfische oder Limburger Käse hereingekommen ist, die dann natürlich alle anderen Gerüche kräftig übertrumpfen. Hier bei Frau

Martha Baerwolf, geborener Bauer, kann man an Reis, Pfeffer, Zimt, Kaffee und vielen anderen schönen Dingen Wirtschaftsgeographie studieren, und ein Stück Lakritze aus der großen Glasbüchse fällt für den Enkel sozusagen als praktisches Beweismittel stets mit ab. Gleichzeitig füllen sich im Geiste die bunten Fächer der postamtlichen Mercator-Karte mit chinesischen Reisbauern, indischen Lastträgern und baumwollpflückenden Negerfrauen. Nur bei den bunten Tabakpäckchen und den Glimmstengelkistchen mit ihren betont fremdländischen Bezeichnungen ist sich Hermann nie so recht klar, ob ihr Inhalt tatsächlich die weite Übersee-Reise gemacht hat oder nicht doch im wesentlichen von den heimatlichen Pflanzungen des nahen Eichsfeldes stammt. Aber bei Großmutter findet man nicht nur alles, was den Magen befriedigt und den Gaumen reizt. Vom fröhlich bemalten Tongeschirr bis zur Kartoffelhacke und der derben blauen Leinenhose fehlt nichts, was die Dörfler zum täglichen Leben brauchen. Muhme Marthchen ist eine weitblickende, tatkräftige Frau, und wer ihren „Bazar“ etwa als Kramlädchen abtun wollte, den würde sie sehr schief anschauen.

Gerade als Hermann seinen Morgenbesuch im großmütterlichen Unternehmen abstaten will, sieht er den Herrn Pastor Wiese auf das Haus zusteuern. Der will sicher zu ihm, um ihm zu sagen, wann er heute zum üblichen Lateinunterricht ins Pfarrhaus kommen soll. Rasch springt der Junge auf den verehrten Lehrer zu und begrüßt ihn höflich.

„Na, Hermann, wie geht's, wie steht's?“ fragt der Pfarrer.

„Danke, gut!“ erwidert Hermann, „und das Kapitel aus dem ‚Nepos‘ habe ich auch schon präpariert. Bin ganz ordentlich damit fertig geworden. Nur ein paar Vokabeln habe ich noch nicht richtig herausbekommen. Da muß ich Sie noch nach einigem fragen.“

„Recht so, Hermann!“ lobt der Pfarrer, legt den Arm um die Schultern des Jungen und geht mit ihm in die Agentur hinein.

„Weißt du“, beginnt er dort, „heute komme ich eigentlich nicht

wegen des Unterrichts. Ich habe eine Frage, eine verkehrstechnische gewissermaßen.“

Hermann Haack ist Feuer und Flamme. Gewiß will der Herr Pfarrer verreisen. Eine größere Reise sicherlich.

„Wo soll es denn hingehen, Herr Pfarrer?“ fragt er eifrig.

„Ja, mein Junge, das ist eine vertrackte Geschichte. Ich will nämlich, ich muß nämlich nach — Vargula!“

„Nach Vargula?“ platzt Hermann heraus. „Aber Herr Pfarrer, das — das ist doch gar keine Reise?!“ Er hat durchaus recht damit, denn das Kirchdorf Vargula liegt nur zwei gute Wegstunden nordwestlich von Dachwig im Tal der Unstrut. Da findet sich jeder Dachwiger auch ohne Rat und Auskunft hin. „Richtig, Hermann, weit ist das ja nicht bis nach Vargula hinüber“, gibt der Pfarrer zu, „aber wenn man eben — mit Sack und Pack — und so ganz und für . . .“

Hermann ist es plötzlich, als greife eine Faust nach seinem Herzen. Er wird blaß und sagt dann tonlos: „Für immer? — Ganz fort? — ja, was soll aber denn da bloß . . .?“

Inzwischen ist in seinen weichen Filzschuhen Großvater Baerwolf in die Stube getreten. Der Pfarrer bemerkt ihn zuerst und geht, die Hand zum Gruß bietend, auf seinen Kirchenältesten zu, mit dem er jahrelang so gut und einträchtig zusammen gearbeitet hat. „Ja, mein lieber Vater Baerwolf, nun ist es also doch soweit“, erklärt er, „ich bin versetzt worden auf einen neuen und zweifellos wichtigen Posten und muß mich dem Willen der hohen Kirchenbehörde fügen. Daran läßt sich nichts ändern.“

Das also hat gestern in dem Brief mit dem dicken Amtssiegel gestanden, den ich dem Pfarrer selbst ins Haus getragen habe, denkt Hermann.

Er lehnt sich wortlos an die Fensterbank.

Aber da wendet sich der Empfänger des Briefes schon ihm zu und sagt: „Ja, und was machen wir nun mit dem da, unserem hoffnungsvollen Lateiner?“

Hermann schweigt noch immer, doch der Großvater erwidert an seiner Stelle: „Was nicht zu ändern ist, ist nicht zu ändern. Verehrter Herr Pfarrer, wir sind Ihnen ja herzlich dankbar gewesen, als Sie sich des Buben annahmen und ihn außerhalb der Schule persönlich zu unterrichten begannen, und der Hermann ist ja immer so glücklich und froh darüber. Aber nun müssen wir eben selbst weitersehen. Vielleicht, daß Ihr Herr Amtsnachfolger . . .“

„Ach was, Nachfolger!“ poltert Pfarrer Wiese plötzlich. „Ich kann doch den Jungen nicht sitzenlassen. Wer weiß denn, ob mein Amtsbruder überhaupt ein Pädagoge ist? Wissen Sie was, geben Sie mir den Hermann einfach mit nach Vargula! Ich habe nun mal an ihm einen Narren gefressen. Im Pfarrhaus ist genug Platz, da kann er wohnen und studieren, bis er aufs Gymnasium nach Gotha oder Erfurt kann, und meine Frau wird ein Auge auf ihn haben.“

„Aber — aber das geht doch nun wirklich nicht!“ will der Großvater einwenden.

Der Pfarrer läßt ihn gar nicht erst ausreden. „Fragen Sie ihn selbst, den Herrn Studiosus!“ sagt er.

Der Studiosus vermag noch immer kein Wort hervorzubringen. Seine strahlenden Augen jedoch, vertrauensvoll auf den geliebten Lehrer gerichtet, verraten alles.

Mitten hinein in die folgeschwere Unterredung tutet das Telefon. Großvater Baerwolf geht zum Tisch und nimmt das Gespräch ab. Ein längeres Gespräch. Er greift zum Bleistift und Block und notiert sich jedes Wort genau, das da aus dem Apparat kommt. Dann sagt er nur: „Wird sofort besorgt!“ und hängt ein.

„Hier, Hermann“, wendet er sich an den Enkel, „mach dich sofort auf die Socken. Ein Telegramm für Herrn von Welkenberg. Eilige Sache!“

Hermann weiß schon Bescheid. Das bedeutet einen einstündigen Marsch nach Gut Wiesenburg, und der Großvater legt Wert darauf, daß bei solchen Postgängen nicht gebummelt wird.

Schnell nimmt der Junge Joppe und Mütze vom Haken, wo sie immer bereit hängen. Dann verabschiedet er sich vom Pfarrer und flüstert ihm zu: „Ich komme mit nach Vargula! Bestimmt!“ Schmunzelnd schauen ihm die beiden Männer nach, wie er die Dorfstraße aufwärts flitzt.

„Ein tüchtiger Kerl, der Hermann!“ sagt der Pfarrer, und dann muß er lächeln, weil ihm plötzlich einfällt, wie er ihn kennengelernt hat. „Gehe ich doch eines Morgens“, erzählt er dem alten Freund, „wie üblich an der Schule vorüber und spioniere ein bißchen durchs Fenster. Ist ja schließlich meine Pflicht, als Lokalschulinspektor zu schauen, was die da drinnen treiben. Nun, es geht alles nach der Ordnung. Die kleine Bande plärrt ihre Sprüchlein und Zahlenreihen im Chor mit schönstem Thüringer Zungenschlag daher. Plötzlich wird es aus irgendeinem Grunde still, und mitten in die Stille hinein ertönt eine kecke Jungenstimme, höflich zwar, aber sehr bestimmt: ‚Herr Lehrer, das haben wir aber in Friedrichswerth ganz anders gemacht, das mit der Zehnerreihe!‘ Hoppla, denke ich, das ist ja ein Gewitzter, den kennst du doch noch gar nicht, den mußt du dir mal näher begucken. In der Schultube hat sich indessen der alte Fliedner den Neuling schon vorgenommen. Sie kennen ja unseren alten Fliedner. Mit seinen 70 Jahren ist er eine Seele von einem Menschen, aber von seiner Autorität läßt er sich nichts abhandeln, und das macht er jetzt gerade dem neuen Frächtchen mit drohend erhobenem Zeigefinger klar. Der steht mit verbissener Miene und zu Boden gesenktem Blick vorm Katheder und ist um nichts zu bewegen, sich wegen seines vorlauten Einspruchs zu entschuldigen. Er ist im Recht, und sein Recht, dem Herrn Lehrer etwas Richtiges zu sagen, läßt er sich nicht nehmen. Nun, ich habe mir den Hermann dann ein bißchen beiseite genommen, und siehe da, das Bürschchen konnte tatsächlich mehr als nur bis drei zählen und war unseren Zehnjährigen turmhoch überlegen. Das Weitere entwickelte sich höchst einfach. Ich glaube, der Kollege Fliedner ist mir im stillen ganz dankbar gewesen, als ich ihm anbot, ihn von die-

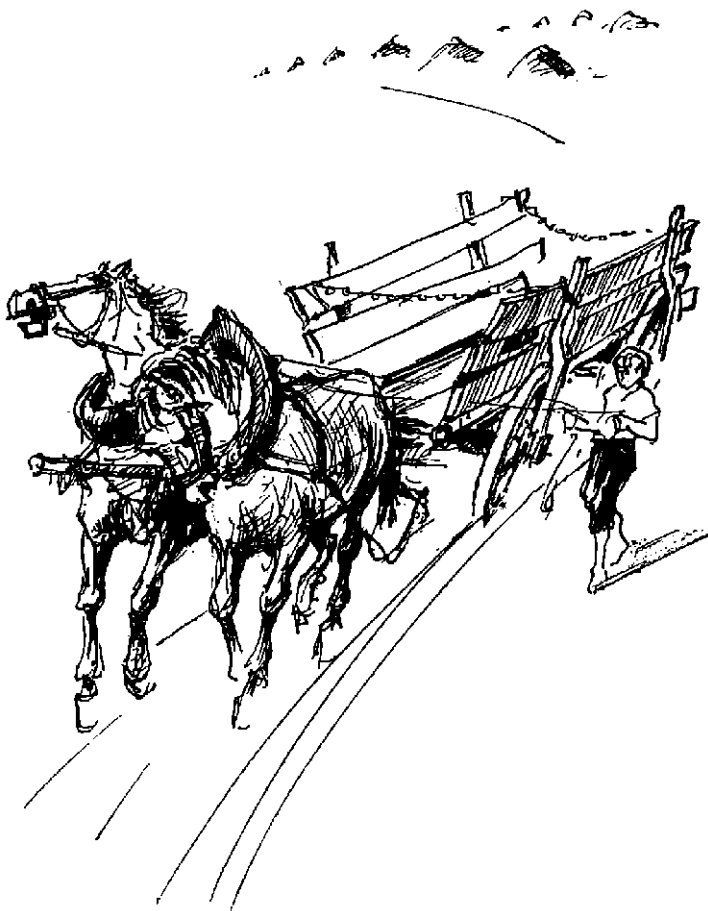
sem allzu klugen Jüngling zu befreien und mich selbst um dessen Fortkommen in den Wissenschaften zu kümmern. Und das soll ich nun plötzlich aufstecken?“ Die Stimme des Pfarrers wird sehr eindringlich. „Nein, lieber Herr Baerwolf, das können Sie mir nicht zumuten! Wer kann sagen, was aus dem vielleicht noch mal wird, wenn wir ihm jetzt auf geradem Wege weiterhelfen. Also Hand darauf! Und Vargula liegt ja nicht in Hinterindien oder am Kap der Guten Hoffnung, obwohl letzteres in diesem Falle eigentlich ganz gut passen würde.“

Ein fester Händedruck besiegelt das Einverständnis. Großvater Baerwolf weiß nur wirklich noch nicht recht, wie er es seiner Frau beibringen wird, daß sie ihren Goldenkel nun wieder hergeben soll.

Inzwischen hat Hermann schon die gute Hälfte seines Postgangs hinter sich gebracht. Kurze Zeit später liefert er in der Wiesenburger Gutskanzlei sein Telegramm ab und erhält dafür außer der amtlichen Taxe noch zwei Groschen extra. Außerdem bekommt er in der Gutsküche bei der dicken Mam-sell ein Glas Milch und einen Kanten mit Speck. Dann wandert er, der Amtsgeschäfte ledig, zufrieden heimwärts. Unterwegs fällt ihm ein, daß er eigentlich nachschauen könne, ob Onkel Oskar noch auf dem Acker ist. Gedacht, getan! Er biegt seitwärts von der Landstraße ab und schlängelt sich über Feldwege und Stoppeläcker nach Süden. Richtig, Onkel Oskar ist noch da, scheint sich aber gerade zur Heimfahrt zu rüsten, indem er sich das Pfeifchen ansteckt.

„Onkel Oskar“, ruft Hermann schon von weitem, „ich wandere aus! Ich gehe in die Fremde!“

„Was willst du?“ echot der Onkel zurück. „Auswandern? Bei dir hat sich wohl ein Vöglein da oben eingenistet? Du Gerne-groß, du!“ Dabei tippt er sich vielsagend an die Stirn, dort, wo die ersten Haare bereits zu grauen beginnen. Als er dann aber erfährt, worum es sich handelt, wiegt er bedächtig das Haupt. „Siehst du, Hermann“, sagt er, „da muß nun ein jeder selber wissen, was er tun und was er lassen kann. Was ich bin, mich



brächten keine zehn Pferde auch nur eine Meile von Dachwig fort. Aber du, wenn du eben partout ein Studierter werden willst, dann ist das eben ja wohl anders. Aber eins versprich mir, Hermännle, ein Stubenhocker wirst du mir nicht, weißt du, so einer, der vor lauter Zimmerwänden die Welt und den Himmel überhaupt nicht mehr spürt und sieht!“

„Nein“, verspricht Hermann, „um die Welt geht es ja gerade. Da wäre ja einer blind, wenn er die über den Büchern nicht mehr sehen wollte!“

„Na, dann ist's gut!“ Der Onkel schlägt dem Neffen kräftig auf die Schulter. „Und nun hüh — hott und los mit der Fuhre!“ Er überläßt ihm die Leine, und frei und leicht schreitet Hermann Haack neben dem Gespann einher. Nur als sie an die letzte Biegung kommen, von der aus Dorf und Felder und Hügel wie in einem großen Bilde vereinigt sind, wird dem Hermann eigen ums Herz. Das soll er alles lassen? Aber das dauert nur ein paar Augenblicke. Dann verlangt der leicht abfallende Feldweg seine ganze Aufmerksamkeit, und Hermann paßt genau den Moment ab, in dem er die Leine straff anziehen und leicht anbremsen muß, damit das Gefährt nicht ins Kollern kommt.

Daheim hat die Großmutter verdächtig rote Augenränder. Hermann bemerkt das sehr wohl. Wortlos schlingt der Junge beide Arme um ihren Hals. Sie streichelt ihn ein paarmal sehr sanft über das Haar. Dann macht sie sich energisch frei. „Ich weiß nicht“, sagt sie unwirsch, „mit dem Küchenherd ist auch irgendwas nicht in Ordnung. Der raucht und qualmt schon den halben Vormittag, daß es einem in die Augen sticht.“

„Na, Mutter“, erklärt Onkel Oskar, „den werde ich mir mal vornehmen. Das kommt schon alles wieder in die Reihe!“





it einiger Beschwernis erklimmt Mutter Siebenhaar die steile Stiege zum Dachgeschoß ihres Häuschens in der Löwenstraße zu Gotha. Es ist schwül draußen und drinnen an diesem Sommerabend des Jahres 1889. Am Himmel steht ein Gewitter, und ihr Herz macht ihr an solchen Tagen weidlich zu schaffen.

Doben nimmt sie das Tablett mit dem Teller voll Wurstschnitten, dem Topf Pfefferminztee und dem Schälchen Erdbeeren vorsichtig in die linke Hand und klopft mit der rechten leise an die Kammertür. Sie weiß, was sich schickt. Sie ist Beamtenwitwe, und wenn der junge Mann drinnen auch erst auf die Siebzehn zugeht, er ist ihr Pensionär. Er zahlt pünktlich seine Miete, und deshalb behandelt man ihn auch wie einen Erwachsenen.

In der Kammer bleibt alles still. Das ist sie schon gewöhnt. Wenn der junge Mann arbeitet, hat er weder Auge noch Ohr für seine Umgebung.

Behutsam öffnet sie die Tür und huscht in die Stube. Richtig, da hockt er wieder über seinen Büchern und Zeichnungen! Den Tisch hat er sich unter das weitgeöffnete Fenster gerückt, um noch die letzte Abendhelligkeit auszunützen. Die Jacke hat er achtlos über den Stuhl geworfen. Auf dem Bett liegt die bunte Schülmütze.

Witwe Siebenhaar hat in ihrer langjährigen Witwenschaft schon manchen Pensionär gehabt. Seminaristen, Gymnasiasten, wie es sich gerade ergab. Sie ist ja darauf angewiesen. Aber solch ein Arbeitsteufel ist nur selten darunter gewesen. Die anderen, du lieber Himmel, mit denen hatte sie manchmal Not gehabt. Aus der Schule nach Hause, rasch die Schularbeiten hingepinselt und dann draußen herumscharwenzelt! Oft waren sie über die Schlafenszeit ausgeblieben, hatten dann unten im Flur die Schuhe ausgezogen und waren auf Strümpfen die Stiege heraufgeschlichen. Nun ja, wenn es irgend ging, hatte sie so getan, als hätte sie nichts gehört. Nur dem einen, dem Max Schwitzke, dem Hallodri, hatte sie einmal kurzerhand den Haustürschlüssel entzogen. Hatte aber auch nichts genützt! Der Bursche war einfach über die Kehrrichttonne ins offene Küchenfenster eingestiegen. Am Morgen hatte er unschuldsvoll wie ein Englein am ersten Schöpfungstage in der Falle gelegen und war nur mit einem kräftigen Guß aus dem nassen Schwamm hochzubekommen.

Mit dem Hermann Haack ist das ganz anders. Der ist ein braver, ordentlicher Mensch, immer nett und zuvorkommend und strebsam, sehr strebsam. Den hat sie in ihr mütterliches Herz geschlossen, das ohnehin brachliegt, seit ihr einziger Sohn in die Welt hinausgegangen ist und sich seinen eigenen Hausstand gegründet hat. Sie steckt dem Hermann gern mal etwas Besonderes zu. Auch die Erdbeeren heute sind so ein Extrabissen. Das nimmt sie nicht so genau. Der Junge braucht doch ordentliche Kost bei dem vielen Studieren.

Er hat sich zunächst gar nicht leicht getan, als er, es sind nun schon drei Jahre her, nach Gotha kam. Vom Dorfe! Direkt aufs Ernestinum, aufs Gymnasium, in die Untertertia. Die Stadt-Jungens haben ihn erst schön über die Achsel angeguckt und wohl auch heimlich die Nase gerümpft über seine bäuerliche Kleidung. Das kann man sich ja denken. Und er ist zunächst oft sehr einsam gewesen, bis sich Stadt und Land so richtig zusammengelebt hatten. Mit dem Lernen hatte er auch Schwierigkeiten gehabt. Kein Wunder. Die anderen hatten sich regelrecht von der Sexta über die Quinta, die Quarta bis zur Unterterz durch die Klassen hindurchgeschlängelt, und er sollte gleich in der Unterterz bestehen, obwohl er noch nicht einmal die griechischen Buchstaben schreiben konnte, weil sein so verehrter Pastor in Vargula darauf und auf manches andere, was der Lehrplan vorschrieb, keinen großen Wert gelegt hatte. Nun ja, da war der Hermann gleich das erste Jahr hängengeblieben. Nicht aus Faulheit, beileibe nicht!

Aber dann hatte er sich auf die Hosen gesetzt, und heute ist er einer der Besten. Jawohl, Mutter Siebenhaar ist direkt stolz darauf. Erst neulich hat es ihr die Frau Professor Schulz wieder bestätigt. „Frau Siebenhaar“, hat sie gesagt, als sie sich auf dem Wochenmarkt trafen, „Frau Siebenhaar, mein Mann hält große Stücke auf den Hermann, und wenn der so weitermacht, dann wird ihm mein Mann auch nächstens Nachhilfestunden vermitteln, damit er sich ein bißchen was hinzuverdienen kann.“

Wenn der „dicke Schulz“ — die ganze Stadt nennt den verdienten Schulmann wegen seiner Rundlichkeit so — ein solches Urteil fällt, dann hat das Hand und Fuß. Er hat ohnehin von Anfang an ein Auge auf den Hermann Haack gehabt, und die Sache mit dem Stunden-Geben ist nicht zu verachten, denn die Eltern in Friedrichswerth draußen können dem Jungen, so gern sie möchten, immer nur das Nötigste zusteuern.

Immerhin, gar zu toll darf es der Hermann auch nicht mit der Arbeit treiben. Er wird ja noch ganz schmalbrüstig. Da muß sie denn doch mal wieder ein Wörtchen dazu sagen.

„Aber lieber Herr Haack — an einem solchen Sommerabend — ich meine —“, hebt sie mit ihrer wohlgemeinten Predigt an. Hermann jedoch, ihr den Rücken zukehrend und über seine Zeichnung gebeugt, fuchtelt nur unwillig mit dem Blaustift und winkt ab.

Seufzend stellt Frau Siebenhaar ihr Tablett auf die Kommode und schickt sich an, auf den Zehenspitzen die Stube zu verlassen. „Ja, wer eben nicht hören will, dem ist nicht zu raten“, murmelt sie verärgert vor sich hin.

Da ruft Hermann Haack plötzlich: „Na also! Jetzt hab' ich's raus! Endlich!“

Er erwischt Mutter Siebenhaar gerade noch beim Schürzenbündel, dreht sie resolut um ihre Achse, führt sie zum Zeichentisch und sagt: „Kommen Sie, bitte. Das müssen Sie sich einmal anschauen!“

Die Frau blickt etwas verwirrt auf die Zeichnung. Hübsch bunt ist das alles. Eine Landkarte, ohne Zweifel.

„Wissen Sie, was das ist?“ fragt Hermann. „Ich will es Ihnen erklären. Ich arbeite doch an einem physikalischen Atlas von Deutschland, also einer Sammlung von Landkarten, auf denen alle Gebiete des Deutschen Reiches mit ihren Gebirgen, Ebenen und Flüssen so zu sehen sind, wie das von Natur aus alles zusammengehört und sich entwickelt hat. Und das hier ist eine Teilkarte von Süddeutschland. Sehen Sie, das hier ist der Rhein. Zweigeteilt kommt er aus den Schweizer Alpenbergen. Hier

tritt er in den Bodensee ein, und da tritt er wieder aus. Sie müssen nämlich wissen, daß der Rhein mitten durch den Bodensee hindurchfließt. Eine höchst merkwürdige Sache! Aber dann hinterher, da wird es knifflig. Bei Schaffhausen stürzt er plötzlich 24 Meter in einen Kessel herab. Das ist der sogenannte Rheinflall. Den kann man natürlich auf einer solchen Karte nicht sichtbar machen. Aber dann die vielen Windungen, bis er nach Basel kommt. Mit denen habe ich mich schrecklich abplagen müssen, denn es muß doch alles genau und maßgerecht auf einer solchen Karte sein. Bei der Schulwandkarte, die ich in den vorigen Sommerferien für die Friedrichswerther Schule gezeichnet habe, war das einfacher. Die umfaßt nur das Herzogtum Gotha. Sie sollten mal erleben, wie die Schulkinder mit dem Zeigestock darauf herumfahren und ihre eigne Heimat kennenlernen. Das ist eine Freude! Der Atlas hier ist viel schwieriger. An dem werde ich noch lange zu tüfteln haben. Aber man lernt auch viel mehr dabei.“

Hermann Haack hat sich ordentlich warm geredet. Die Witwe Siebenhaar staunt. Mit „physikalisch“ und „maßgerecht“ und solchen Dingen weiß sie nicht viel anzufangen. Aber der Junge, das ist ja ein reiner Gelehrter!

Schließlich sagt sie: „Na, da werden Sie aber morgen in der Schule wieder Ehre einlegen!“

„In der Schule? — Ach —!“ erwidert Hermann, und es klingt sehr hoffnungslos. „Im Ernestinum, da geben sie sehr wenig auf so etwas. Geographie ist dort — Nebensache! Leider!“ Nach einer Weile fügt er hinzu: „Jetzt in der Sekunda gibt es überhaupt keinen Geographie-Unterricht mehr. Ob Sie es glauben oder nicht, den hält man in den Oberklassen für Zeitverschwendung. Da wird nur Latein und Griechisch, Deutsch, Geschichte und Mathematik gebimst. Die Vergangenheit wird groß geschrieben, ganz groß. Wie es um die Welt bestellt ist, interessiert nicht weiter. In den Terzen haben wir wenigstens noch Deutschland durchgenommen. Eine Stunde in der Woche. Professor Kerst hat den Unterricht gegeben, aber über die Schilderung der

Alpen ist er das ganze Jahr nicht hinausgekommen. Das war mehr als bescheiden.“

„Aber der Herr Professor Schulz“, wagt Frau Siebenhaar einzuwenden, „wird sich gewiß freuen, wenn Sie so fleißig Karten malen.“

„Ja, der!“ Hermann strahlt förmlich auf. „Das ist ein Mann! Ein richtiger Wissenschaftler! Bei dem kann man was lernen. Für ihn ist der Lehrplan kein Evangelium, und er haspelt das Pensum nicht einfach herunter. Und Geographie ist sein geheimes Steckenpferd, das weiß ich. Allerdings historische Geographie, denn er ist ja Geschichtslehrer. Mit Perthes hat er schon wegen der Herausgabe eines historischen Taschenatlas verhandelt. Das ist eine wundervolle Sache, die Welt in Karten und Plänen so darzustellen, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte politisch entwickelt hat. So etwas könnte mich auch reizen. Aber dazu muß ich erst noch viel lernen.“

„Das werden Sie, bestimmt werden Sie das!“ sagt Frau Siebenhaar überzeugt. „Aber heute fangen Sie nicht gleich damit an, nicht wahr? Man muß auch mal dazwischen Atem schöpfen. Mein seliger Mann war ein sehr fleißiger Mensch. Dem hat niemand was nachsagen können. Früh acht Uhr mit dem Glockenschlage hat er immer hinter seinem Pult gegessen, da konnte es kommen, wie es wollte. Aber, hat er stets gesagt, Selma, nach Feierabend, da —“

„Ich weiß, ich weiß“, unterbricht Hermann den schon so oft zum Ruhme des seligen Herrn Ratssekretärs vernommenen Redeschwall. „Seien Sie unbesorgt, Mutter Siebenhaar, ich mache jetzt ohnehin Schluß. Bei Kerzenlicht kann ich nicht mehr weiter zeichnen. Das gibt nur Schmuddelarbeit, und die muß ein Kartenzeichner meiden wie die Pest.“

„Na, dann ist's gut! Schlafen Sie schön und vergessen Sie das Abendbrot nicht!“ Befriedigt schlurft Frau Siebenhaar hinaus. Ihre letzte Mahnung ist unnötig gewesen. Mit gesundem Appetit macht sich der junge Mann über die Wurstschnitten und Erdbeeren her. Dann rüstet er sich zum Schlafengehen. Er ent-

zündet das Talglicht auf dem Nachttischchen. Ein paar Seiten könnte man vor dem Einschlafen eigentlich noch lesen. Der „dicke Schulz“, die Krone aller wackeren Pädagogen, hat ihm neulich mit vielsagendem Schmunzeln ein abgegriffenes Büchlein in die Hand gedrückt. „Einer meiner Herren Vorgänger“, hat er bedeutungsvoll dazu gesagt. „Ein grundgelehrtes Haus, Gymnasialprofessor am Ernestinum, Historiker, Geograph und ein gewaltiges Urviech. Eigentlich dürfte ich es Ihnen gar nicht geben, denn der Glaube an die unwandelbare Autorität des Katheders wird in diesem Buche ernstlich erschüttert.“

Her mit diesem Schmöker! Aha, Johann Georg August Galletti hat dieses Urviech geheißén, geboren 1750 zu Altenburg, gestorben 1828 zu Gotha.

Die Witwe Siebenhaar, die gerade unter der Stube ihres Pensionärs ihre Nachthaube unterm Kinn zubindet, wundert sich höchlichst, als sie durch die Zimmerdecke hindurch unbeschwertes Lachen hört. Recht so, wenn der Junge mal fröhlich ist, denkt sie befriedigt, während sie ins Bett steigt.

Es ist aber auch wirklich köstlich, was dieser alte Galletti in seiner Zerstreutheit seinen Schülern an ungewolltem Unsinn vorgesetzt haben soll. Als er einmal über Friedrich Schiller dozierte, hat er sich zu folgendem „klassischen“ Ausspruch verstiegen: „Von Schiller besitzen wir zwei Schädel. Einer davon ist wahrscheinlich unecht, da Schiller überhaupt nur ein Alter von 46 Jahren erreichte!“

Und hier hat sich der gelehrte Geograph, von dem die Nachwelt eine beachtliche vierbändige „Geschichte und Beschreibung des Herzogtums Gotha“ besitzt, im Eifer des Gefechtes einen tollen Schnitzer geleistet, wenn er von der Stadt seines Wirkens behauptete: Gotha ist nicht nur die schönste Stadt Italiens, sondern sie hat auch viele Gelehrte gestiftet.

Geographie-Kenntnisse eine glatte Vier, aber mit den Gelehrten hat er wahrhaftig recht. Das ist seit Gallettis Zeiten so geblieben. Vom „dicken Schulz“ gar nicht zu reden, da ist der Rektor, der große Grieche, Albert von Bamberg. Wie der Zeus aus dem

Olymp kommt er einem vor, wenn man zu seinen Füßen sitzt und griechische Grammatik paukt. Dabei ist er ein Mensch, viel zu gut und zu milde für diese Welt, in der die Faulen beim Ex-temporale abschreiben und die Gewitzten unter der Bank, fein säuberlich mit einer Brotkrume angepappt, die Vokabeln auf dem Spick-Zettel bereithalten, um beim Übersetzen nicht rein-zurasseln. Da ist weiter Rudolf Ewald, der große Lateiner, der auf dem Forum Romanum und in den Ruinen der antiken römischen Kaiserpaläste besser Bescheid weiß als in den verwinkelten Gothaer Altstadt-Gassen, und Laßwitz, der Mathematiker, jongliert geheimnisvoll wie ein genialer Magier mit Tangenten, Katheten und Kubikwurzeln.

Ja, ja, verehrter Herr Hof- und Konfusionsrat Galetti, Gotha hat Gelehrte "gestiftet". Dabei haben wir noch nicht einmal den Namen Perthes erwähnt, der Ihnen sicherlich auch nicht ganz unbekannt gewesen sein dürfte. Inzwischen hat sich dieser Name bereits auf die vierte Generation vererbt, und in der weithin berühmten Geographischen Anstalt geben sich die gelehrten Herrn aus allen Ländern gegenseitig die Klinke in die Hand, denn wer Geograph ist, braucht Karten, und Justus Perthes stellt sie für die ganze Welt her. Landkarten — Wandkarten — Atlanten!

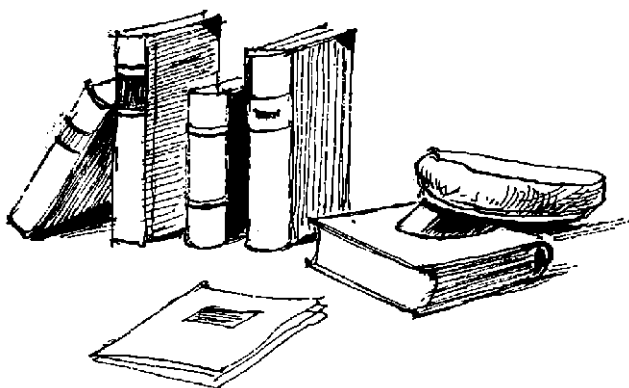
Das sind Kunstwerke, die sie dort bei Perthes in der Friedrichs-Allee zeichnen und stechen und drucken. Nicht solche harmlose Gymnasiasten-Versuche wie die meinen. Immerhin —! Hermann springt rasch noch einmal aus dem Bett und legt das Süddeutschland-Blatt sorgsam in den Tischkasten. Es wäre doch schade, wenn über Nacht der Gewitterregen zum Fenster hereinpeitschen und aus Alpen, Bodensee und Rhein eine eigene Farbenkomposition mischen würde.

Ja, bei Perthes müßte man mitarbeiten dürfen! Da könnte man ein ordentlicher Kartograph werden. Aber die sind nicht auf einen Gothaer Gymnasiasten angewiesen, und dazu müßte man ja auch erst studieren. Auf der Universität. Mindestens sechs Semester, wenn nicht noch mehr. Dazu gehört Geld, und der

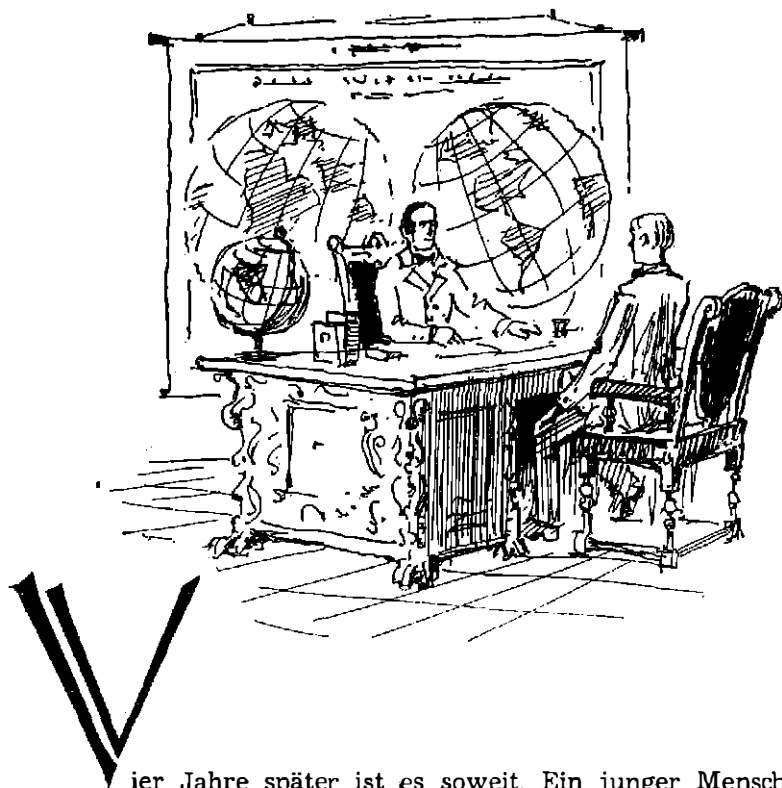
Vater in Friedrichswerth weiß schon manchmal nicht mehr aus und ein, wie er den Sohn bis zum Abitur durchbringen soll.

Schluß mit solchen Wunschträumen! Morgen früh um sechs Uhr klopft Selma Siebenhaar an der Kammertür. Da geht es wieder ins Geschirr. Der Direx hat für die Griechisch-Stunde eine Klassenarbeit angekündigt.

Der Sekundaner Hermann Haack legt sich auf die Seite. Er dehnt sich noch ein paarmal behaglich. Klassenarbeit und Galletti und Perthes bleiben weit zurück. Der Schlaf löscht alles aus.



EIN KLEINER ANFÄNGER UND VIELE GROSSE VORGÄNGER — 1893



Vier Jahre später ist es soweit. Ein junger Mensch von zwanzig Jahren, angetan mit seinem besten Sonntagsanzug, mit Krawatte, steifem Kragen und mit frischen, blanken, lebensfrohen Augen, steht vor dem Haupteingang des mehrteiligen, langgestreckten Gebäudetrakts an der Friedrichs-Allee.

„Justus Perthes / Gotha, Geographische Anstalt“ verkündet das Firmenschild.

Der Pförtner schaut zum Schiebefensterchen heraus und erkundigt sich nach dem Begehr des jungen Mannes.

„Kann ich Herrn Bernhard Perthes sprechen?“ fragt der Besucher höflich. „Ich bin angemeldet. Mein Name ist Hermann Haack.“

Der Pförtner weiß Bescheid. „Bitte kommen Sie mit, junger Herr. Ich führe Sie hinauf.“

Sie steigen gemeinsam in den ersten Stock. In einem geräumigen Vorraum, auf den einige Türen münden, ersucht der Pförtner den Besucher zu warten. Er verschwindet hinter einer Tür mit dem Schild „Privat-Contor“, um gleich darauf mitzuteilen: „Herr Perthes bittet um einige Augenblicke Geduld. Er hat noch eine kurze Besprechung.“

Allein gelassen, schaut sich Hermann Haack in dem hohen, länglichen Raum um. In der Mitte steht ein ovaler Tisch mit einigen Sesseln. An den Wänden hängen Porträts. Lauter würdige Herren mit markanten Gesichtszügen. Sie blicken etwas streng und kühl, aber nicht unfreundlich auf den Ankömmling herab, als wollten sie ihn mustern und prüfen. Fast wie in der Ahnengalerie eines Schlosses, muß Hermann unwillkürlich denken.

Interessiert beginnt er seinerseits, sie zu studieren. Unter jedem Bild steht ein Name. Aha, das Männlein mit der im Profil herausspringenden Spitznase und der halb über die Ohren reichenden Zopfperücke ist der berühmte Justus Perthes gewesen, der Sohn des fürstlichen Leibarztes zu Rudolstadt, der 1785 in Gotha die Gründung eines eigenen Verlagsunternehmens gewagt hat. Zweifellos eine jener universell gebildeten und interessierten Persönlichkeiten, wie sie damals um die Jahrhundertwende im jungen vorwärtsstrebenden Bürgertum vielfach zu finden waren. Ein Altersgenosse Goethes übrigens und nur einen halben Monat später als jener geboren. Und vor

allem auch ein außerordentlich geschickter Geschäftsmann. Der Verlag war bald weithin bekannt und nicht nur deshalb, weil die hochfürstlichen, fürstlichen und adligen Standespersonen in dem von Perthes besorgten „Almanach de Gotha“ und im „Gothaischen Hofkalender“ alljährlich ihre angeblich von Gottes Gnaden herrührenden Stammbäume bestätigt finden konnten. Bei Perthes vielmehr erschienen von Anfang an viele wissenschaftlich hochbedeutsame Werke aus allen Gebieten des Geisteslebens. Hermann Haack weiß das, denn er hat sich selbstverständlich für diesen wichtigen Besuch ausreichend vorbereitet. Wenn man die geheime Hoffnung hat, vielleicht in ein solches Unternehmen eintreten zu dürfen, muß man gewappnet sein.

Landkarten sind allerdings zunächst in diesem Verlag noch nicht hergestellt worden. Zum mindesten erblickte Justus Perthes darin nicht seine Hauptaufgabe. Immerhin wurde dann schon kurz nach der Jahrhundertwende einem Geschichtswerk über das „Teutsche Reich“ zum besseren Verständnis der historisch-geographischen Situation eine Karte beigegeben, von der die damaligen Fachgelehrten dem Zeichner, nämlich dem Herrn Legations-Secrétaire Stieler, bescheinigten, daß er bei dieser Arbeit „die Kritik des gelehrten Geographen mit der Zierlichkeit des Zeichners“ zu vereinigen gewußt habe.

Adolf Stieler! Ja, wenn den Justus Perthes nicht „entdeckt“ hätte! Ein Gutteil der Geschichte des Perthes-Verlags hätte ungeschrieben bleiben müssen. Dort in der Mitte hängt sein Konterfei. Ein ernster, würdiger Herr. Hohe Stirn und unbestechlich scharfer Blick. Als er 1836, nur runde 60 Jahre alt geworden, starb, blieb der Name für immer leben. Der „Stieler“ war inzwischen in der ganzen Welt bekannt geworden, Stielers Handatlas nämlich mit seinen 75 akkurat gezeichneten und fein gestochenen Kartenblättern, die von 1817 bis 1831 aus der Hand des Meisters hervorgegangen und bei Perthes zu einem ersten fundamentalen kartographischen Sammelwerk vereinigt worden waren.

Der alte Justus Perthes hatte kurz vor dem Tode diesen genialen Plan gutgeheißen. Die eigentliche verlegerische Arbeit hatte dann schon sein Zweitgeborener, Wilhelm Perthes, übernommen. Der Vater hatte ihn rechtzeitig in die Lehre bei den Hamburger Verwandten gegeben. Der Achtzehnjährige war mit Sack und Pack im Postwagen hinauf an die Wasserkante gereist und hatte sogar, „in einem Faß verpackt“, sein eigenes Bett mitgenommen, nicht etwa, weil es droben in Hamburg, wie Justus seinem Vetter brieflich mitteilte, keine bequemen Betten gäbe, sondern gerade weil Wilhelm kein zu weiches und gutes Bett gewohnt sei.

Er sieht eigentlich gar nicht so sehr entsagungsvoll aus, der Wilhelm Perthes, der dann bis 1853 an der Spitze des Hauses gestanden hat. Ein echter Biedermeier-Bürger mit dem weiten Vatermörder-Kragen und dem korrekt darumgelegten, breiten schwarzen Ripsband. Unter seiner Leitung wuchs das Unternehmen und wuchs auch das Format der kartographischen Darstellungen. Und davon profitierten auch die Schulbuben und die Geographie-Lehrer, denn endlich bekamen sie ordentliche Schulwandkarten von den einzelnen Erdteilen. Ab 1838 konnten sie bereits auf solche Weise im Unterricht bequem durch den Erdteil Asia spazieren und bald darauf durch Afrika, Süd- und Nordamerika und selbstverständlich auch durch Europa und das deutsche Vaterland im besonderen. Wer in der Schule noch nicht alles kapiert hatte, nahm sich daheim den „Schul-atlas in 36 Karten“ vor. Den hatte, ebenso wie die Wandkarten, Emil von Sydow geschaffen, und Wilhelm Perthes war mit Recht stolz darauf, diesen Begründer der methodischen Schulkartographie zu seinen hervorragenden Mitarbeitern zählen zu dürfen.

Aus der siebenköpfigen Kinderschar des Herrn Wilhelm Perthes und seiner Ehefrau, die ebenfalls aus dem weitläufigen Geschlecht der Perthes stammte, wuchs inzwischen der berufene Nachfolger heran. Bernhardt hatten ihn die Eltern benannt. Er hatte wahrhaftig das Zeug zu einem umsichtigen und wage-

mutigen Leiter des Verlags in sich, und schon mit 24 Jahren nahm ihn der Vater als Teilhaber auf. Aber über seinem Leben waltete ein Unstern. Der Sechzehnjährige experimentierte bereits eifrig, denn es ging ihm darum, ein neues galvanoplastisches Verfahren zur Vervielfältigung der zum Kartendruck dienenden Kupferplatten auszuprobieren. Ein mißglückter Versuch kostete ihm das Licht des linken Auges.

Daher mag es gewiß kommen, daß dieser zierliche, feingliedrige Mann weit strenger und herber ausschaut, als er in Wirklichkeit gewesen sein mag, denkt Hermann Haack, während er jetzt dessen Bildnis betrachtet. Aber energisch muß er gewesen sein. Davon zeugen die aufrechte Haltung und die Art, mit der er die linke Hand in die weit ausgeschnittene Pikeeweste gesteckt hat, während die rechte sich kraftvoll aufstützt. Die Einrichtung der Galvanischen Anstalt als einen Teil des Unternehmens ist ihm ja auch schließlich geglückt, und mehr noch, es gelang ihm, August Petermann aus London in seine deutsche Heimat zurückzuholen und für den Rest seiner Schaffenszeit an Gotha zu binden.

August Petermann! Ehrfürchtig blickt Hermann Haack zur Büste des großen Geographen und Kartographen auf. Das ist jener vorbildliche umfassende Geist, der höchste wissenschaftliche Exaktheit mit der Gabe lebendiger Darstellung in sich vereinigt hat. Von jenem Tage an, da er sein Arbeitskabinett bei Perthes bezog, wurde der Verlag erst wirklich zu einer „Geographischen Anstalt“, zu einem Sammelbecken für den schier unglaublich verzweigten und reichen Strom geographischer Beobachtungsergebnisse, Daten und Erkenntnisse aus aller Welt, die tagtäglich auf den Schreibtisch des Gelehrten fluteten, die er unermüdlich sichtete, beurteilte, miteinander verglich und schließlich wohlgeordnet der Welt wieder nutzbar machte. Auf den Kartenwerken des Verlags wurden sie sichtbar. In den Jahrgängen der nach ihm, nach August Petermann, benannten „Mitteilungen“ blieben sie der Mit- und

Nachwelt zum Studium erhalten, und es gibt keinen Geographen, der ohne sie auskommen könnte.

Wie ein riesiger Archivschrank mit Tausenden von Schubfächern ist das, denkt Hermann Haack, und wenn man ein Schubfach aufzieht, schon kommt ein winziges, aber höchst wichtiges Teilchen der Kunde von der Erde und ihren Bewohnern zum Vorschein. Aus Tausenden und aber Tausenden Beobachtungen wächst das Ganze zu einer Einheit, und immer wieder, weit über den Tod dieses trefflichen Mannes hinaus, sind andere am einmal begonnenen Werke, um die Schubfächer unablässig mit neuen Erkenntnissen zu füllen und zu ergänzen. Die Erde ist schon längst kein Buch mit sieben Siegeln mehr. Man spürt ihre geheimsten Falten und Tiefen und Verflechtungen auf. Man notiert und registriert genau, wie und wo der Mensch sich auf ihr ausbreitet und immer heimischer wird. Die terra incognita, das unerforschte Land, schrumpft immer mehr zusammen.

Aber immer noch bleibt genug zu tun. Alles ist in Fluß und Wandlung. Es werden neue Beobachter gebraucht, mit wachen Sinnen für das bedeutsam Unbedeutende, mit geschickten Händen, die das Einzelne in das Kartenbild des Ganzen eingliedern, und mit dem ordnenden Blick für die unendliche Weite. Mit dem Blick, den der alte Petermann besessen hat. Die Büste gibt das deutlich wider. Diese Augen bohren sich förmlich in die Weite. Hinter der hohen Stirn denkt es unablässig, und der vom vollen Barthaar umwallte Mund scheint sich nur öffnen zu wollen, wenn er kurz und knapp etwas Wichtiges zu sagen hat.

So einer müßte man werden können, so überlegen, so gründlich. So versessen auf ein Ziel. So — —

„Nun, junger Mann, schaut er sich seinen großen Vorgänger ordentlich an? Recht so! Recht so!“

Der junge Mann schreckt aus seinen Betrachtungen hoch und wendet sich etwas verwirrt um. Dann praktiziert er etwas un-

beholden seine schönste Tanzstunden-Verbeugung. Er steht vor Bernhard Perthes, dem derzeitigen Inhaber des Verlages, der ihm freundlich die Hand reicht, ihm den Arm um die Schulter legt und ihn mit in sein Privatkontor nimmt.

Hermann Haack setzt sich bescheiden auf die vorderste Kante des Stuhles, der ihm angeboten wird. Bernhard Perthes II, wie er im Unterschied zu seinem verstorbenen Vater in der Firma genannt wird, macht ihm den Anfang leicht.

„Ich denke, wir kennen uns schon ein bißchen“, beginnt er. „Wenigstens ich weiß so einigermaßen über Sie Bescheid. Mein Vetter Otto hat ja mit Ihnen die Schulbank gedrückt. Sie haben übrigens ein ausgezeichnetes Matur gemacht. Als Primus omnium. Alle Achtung! Ich gratuliere!“

Hermann Haack nickt beglückt, aber schon fährt der andere fort: „Na, und mein Freund und Mitarbeiter, der Professor Schulz, singt ja die reinen Loblieder auf Ihr Wissen und Können in Geographie und Geschichte. Sie haben sich auch schon mit einigem Erfolg in der Kartographie versucht. Schulz hat mir mal still und heimlich Ihre Sammlung von Karten und Plänen zur alten Geschichte gezeigt, die Sie nach dem Lehrbuch von Kiepert angefertigt haben. Das interessiert mich natürlich, und Ihre Arbeit hat mir recht gut gefallen. Ja, und was wollen Sie nun werden? Wie sehen Ihre Lebenspläne aus? Sie wollen doch sicherlich studieren?“

Hermann Haack schweigt einen Augenblick verlegen. Wie soll er es sagen, daß er wohl möchte, daß er sich überhaupt gar nichts anderes vorstellen kann, als zu lernen, zu studieren, daß es aber eben doch einfach nicht geht. Er kann es nicht, weil ihm die Mittel fehlen, und er hat es dem Vater schweren Herzens versprochen, daß er in den Postdienst gehen und sich da hocharbeiten wird.

Er holt noch einmal tief Atem, um offen herauszusagen, wie es um ihn steht, aber schon bei den ersten zögernden Worten unterbricht ihn Perthes lächelnd: „Wir wollen nicht darum

herumschleichen wie die Katze um den heißen Brei. Das liegt mir nicht, und Sie werden wohl auch schon ahnen, daß ich Sie nicht hierher gebeten habe, um Ihnen bloß ein paar schöne Worte zu sagen. Sie sollen — — —“

„Wirklich, Herr Perthes“, platzt Hermann Haack heraus. „Sie könnten mich — — — Sie würden mich hier — — — als Lehrling — — —?“

„Das auch“, erklärt Bernhard Perthes, „aber vor allem sollen Sie zunächst einmal studieren! Mit meiner Hilfe, das heißt, mit einem ausreichenden Zuschuß des Verlages. Ja, ja“, fährt er fort, als er Hermanns völlig entgeistertes Gesicht bemerkt, „wir machen hier nichts halb, und wenn etwas dabei herauskommen soll, muß man auch etwas investieren. Ich denke, Sie fangen am besten gleich damit an. In drei Wochen beginnt das Semester. Ich habe in Halle bei Alfred Kirchhoff vorgefühlt. Er wird Ihnen schon beibringen, was es eigentlich heißt, Geographie zu studieren.“

Hermann Haack vermag sich noch immer nicht zu fassen. Er hat erwartet, daß ihm Perthes vielleicht eine Lehrstelle in seinem Institut einräumen könnte. Und nun — studieren! Das ist ja — — —!

„Nun, was meinen Sie dazu?“ ermuntert ihn sein Gegenüber. „Eine Bedingung stelle ich allerdings. Sie sollen sich durch das Studium von vornherein nicht der Praxis entfremden. Deshalb wünsche ich, daß Sie in Ihren akademischen Ferien regelmäßig hier im Hause arbeiten. Praktisch, von der Pike auf, am Zeichentisch und in den verschiedenen technischen Abteilungen unseres Hauses. Wenn Sie sich das zutrauen, schlagen Sie ein!“ Ohne ein Wort springt Hermann Haack plötzlich auf und streckt Bernhard Perthes die Hand hin. Das genügt auch völlig, denn sein Blick sagt alles.

Als er dann einige Dankesworte stammeln will, winkt Perthes ab. „Ich weiß, daß Sie das einhalten werden, was Sie mir jetzt versprechen wollen“, sagt er. „Ich habe Vertrauen zu Ihnen,

und Sie selbst haben Vertrauen zu sich. Das ist nötig, wenn man es zu etwas bringen will. Sehen Sie, lieber Haack“, fügt er hinzu, indem er sich in seinem Sessel bequem zurücklegt und den jungen Mann wieder zum Sitzen auffordert, „mir ist im Leben auch nicht alles so einfach und leicht zugefallen. Ohne Schulsack, nur auf meinen natürlichen Menschenverstand angewiesen, aber mit einem für die mir heilige Sache meiner Väter überströmenden Herzen beschritt ich meinen Weg. Ich bin heute 35 Jahre alt. Aber mit 23 Jahren habe ich mich bereits hier an diesen Tisch setzen müssen, weil dieser Platz verwaist war und eines neuen Inhabers bedurfte. Mein Vater verstarb in seinem 37. Lebensjahr am Typhus. Nur vier Jahre hatte er die Anstalt allein-verantwortlich leiten dürfen, und ich war noch nicht einmal geboren, als er heimging. Erst Monate darauf kam ich als Nachgeborener zur Welt. Gute und wohlmeinende Freunde und Berater unserer Familie haben das Unternehmen durch die Krisenjahre hindurchgesteuert. Ich bin ihnen zu hohem Dank verpflichtet. Dann aber kam meine Stunde, als ich gelernt und mich in der Welt, in Paris, in Berlin, in Leipzig und Wien umgeschaut hatte. Da ging ich ins Geschirr. Ich wußte, wozu ich geboren war, und ich kannte meinen Platz und meine Pflicht. Und ich denke, Sie, lieber Haack, wissen auch, wozu Sie geboren sind.“

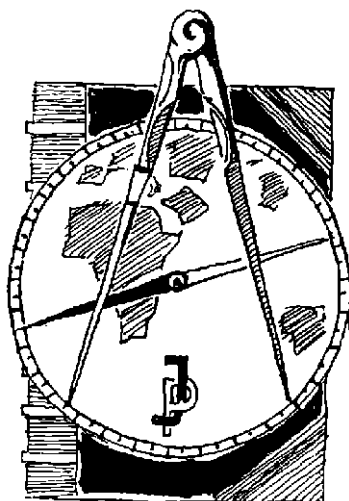
„Ich fühlte es bisher, ich träumte wohl auch davon, mit dem Stift in der Hand, vor den weißen Blättern, über die man ein Netzwerk zieht, um die Welt darin einzufangen. Seit heute träume ich nicht mehr. Seit heute weiß ich, wo mein Platz ist!“ Hermann Haack sagt das ganz einfach und verhalten, fast wie nur zu sich selber.

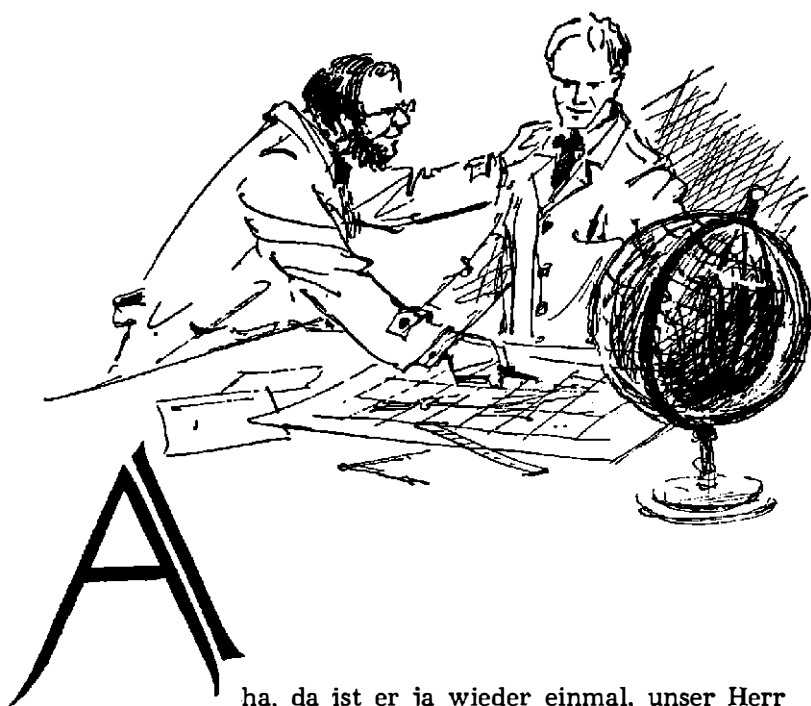
„Gut! Wir sind uns also im klaren.“ Bernhard Perthes erhebt sich. „Die finanzielle Frage besprechen Sie bitte mit unserem Prokuristen. Dritte Tür links.“

Hermann Haack ist entlassen. Wie er aus dem weitverzweigten Gebäude eigentlich herausgefunden hat, vermag er später kaum mehr zu sagen. Er erinnert sich nur, daß er, als der alte Pfört-

ner am Schiebefensterchen ihm „Auf Wiedersehen“ gewünscht hat, erwiderte: „Ja natürlich, auf Wiedersehen!“

Drei Wochen später, am 23. April des Jahres 1893, bezog der Studiosus Hermann Haack aus Friedrichswerth bei Gotha die Universität Halle und wurde dortselbst vom Rektor feierlich immatrikuliert. Der Ordinarius auf dem Lehrstuhl für Geographie, Professor Dr. Alfred Kirchhoff, nahm ihn in den Kreis seiner Schüler auf.





A ha, da ist er ja wieder einmal, unser Herr Student! Pünktlich wie die erste Schwalbe! Freut mich, freut mich wirklich herzlich, daß Sie es nicht verschmähen, das alte Nest bei Justus Perthes aufzusuchen.“

Richard Lüddecke, seit einem guten Jahrzehnt Kartograph im Institut, ist tatsächlich hocheifrig, als er an diesem März-morgen Hermann Haack in seinem Büro vorfindet. Das ist nun schon zur lieben Gewohnheit geworden. Wenn die Universitäten das Sommer- oder Wintersemester abgeschlossen haben, taucht sein „Lehrling“ in Gotha auf, um hier für ein paar Wochen zu praktizieren. Es bedarf also keiner großen Umstände mehr dazu. Seit Bernhard Perthes die Verfügung getroffen hat, daß der junge Mann unter Lüddeckes erfahrener Leitung tätig sein

soll, geht alles wie am Schnürchen. Der allezeit freundliche Mentor hat seine eigene stille und unaufdringliche Art, die Dutzende von Kniffen und Hilfen klarzumachen, die der Praktiker kennen und beherrschen muß, wenn ein sauberes und einwandfreies Kartenbild entstehen soll. Mit kundigem Blick überschaut er, wo es noch hapert, wo das Gradnetz noch nicht ganz stimmt, wo die Bergschraffen noch nicht genügend herausgearbeitet sind, wo ein Flußlauf plötzlich allzu massiv in Erscheinung tritt oder ein Buchstabe sich auch nur um Millimeterbreite nicht in das vorgeschriebene Schriftbild einfügt. Es genügt eben nicht, daß einer theoretisch in der Geographie Bescheid weiß, sondern als Kartograph muß man die gelehrte Weisheit auch in die ihr angemessene Form der Bildwirkung übersetzen können.

Das ist Fittelararbeit! Der Student begreift erst jetzt so richtig, mit welcher großzügigen Unbekümmertheit einst der Sekundaner und Primaner des Ernestinums seine Kartenbilder gepinselt hat, wenn nun der unermüdliche Berater und Helfer ihn korrigiert. Sachlich und bestimmt und stets mit ausreichender Begründung. Niemals jedoch krittelnd oder verletzend, denn Richard Lüddecke weiß sehr gut, wen er in dem bald Dreißigjährigen vor sich hat. Der steigt jetzt ins fünfte Semester. Bald wird er seinen Doktor bauen, und dann hat Justus Perthes seine erste Nachwuchskraft, die gewissermaßen von Kindesbeinen an zwei Ammen gehabt hat, die reine Wissenschaft der Erdkunde und die nüchterne Praxis des Zeichenstiftes, der Farbenskala und der technischen Reproduktionsvorgänge.

Was bisher an wissenschaftlichen Mitarbeitern und Kartographen bei Perthes Ruf und Namen hat, kam entweder vom Katheder der höheren Lehranstalt beziehungsweise der Hochschule oder aus dem Arbeitsbezirk der Landesvermessung und anderer verwandter zeichnerischer Berufe. Das gibt bei aller Kollegialität, die in diesem Kreise herrscht und die einzelnen oft jahrzehntelang bis zum Tode in den Seelen an das Unter-

nehmen bindet, doch hie und da auch Spannungen. Carl Vogel ist ehemals Geometer gewesen, bis er mit seiner ausgesprochenen Zeichenbegabung in Gotha landete und führend an den großen Atlantenwerken mitzuwirken begann. Der große Petermann hat das Handwerk des Kartographen beim alten Berghaus in Potsdam auf der Geographischen Kunstschule erlernt, ehe er sein eigenes Unternehmen in London aufbaute und dann zu Perthes übersiedelte, und die „Petermänner“, die Schüler des 1878 Verstorbenen, bilden in Gotha eine regelrechte Gruppe für sich. Der Kollege Habenicht, mit dem manchmal wegen seiner Eigenwilligkeit nicht gut Kirschen essen ist, betrachtet die Wissenschaft mehr oder minder als ein notwendiges Übel und ist stolz darauf, sich seine Position aus eigenem heraus erkämpft zu haben. Ganz anders wiederum der Herr Professor Supan, seines Zeichens Universitätslehrer, der in Graz, Halle, Leipzig und Czernowitz als eine Leuchte der Wissenschaft gewirkt hat, nun aber für Perthes als Herausgeber von „Petermanns Mitteilungen“ zeichnet und neben einem ausgezeichneten Handbuch „Grundzüge der physischen Geographie“ auch sein bedeutsames Lehrbuch „Deutsche Schulgeographie“ schreibt. Wenn er im Hause weilt, kommt trotz allen wohl-dosierten Wohlwollens, das er ausstrahlt, der gewöhnliche Sterbliche ihm nur schwer nahe.

Allen solchen Zwiespältigkeiten soll und wird der junge Hermann Haack einmal vermöge seiner auf Wissenschaft und Praxis gleichermaßen abgestellten Ausbildung weit besser begegnen können, und Richard Lüddecke wird zu seinem Teile dazu beitragen. Arbeit gibt es bei ihm stets in Hülle und Fülle. Er steht gerade in den Abschlusarbeiten für den neuen Schulatlas. Hermann Wagner hat bereits eine Ausgabe für die Oberstufe geschaffen, eine vorbildliche Arbeit, aber sie übersteigt das Maß dessen, was man im Unterricht auf der Mittelstufe verlangen kann. Eine Ausgabe für die Mittelklassen ist also dringend vonnöten, und eine weitere für die Unterstufe wird folgen müssen. In all diese Arbeiten hat Lüddecke seinen „Lehr-

ling“ eingeführt. Erst hat er ihn nur zur Probe zeichnen und beschriften lassen. Nun ist es soweit, daß er ihn mit kleineren Aufgaben, mit der selbständigen Bearbeitung einer Nebenkarte oder eines Stadtplanes, betrauen kann.

Zunächst jedoch soll der junge Mann einmal berichten, wie es ihm inzwischen ergangen ist. Man hört ja doch immer gern etwas aus der großen Welt, wenn man tagaus, tagein in einem solchen kleinen Nest hocken muß. Die noch immer kalten Hände reißend, geht Richard Lüddecke zum Ofen und lehnt sich mit Behagen an die warmen Kacheln. „Nun, wie bekommt Ihnen das Göttinger Klima, mein Lieber?“ beginnt er. „Ein bißchen nüchterner treibt man dort wohl Geographie, wenn ich recht unterrichtet bin. Unser verehrter Hermann Wagner —“ „Ja“, fällt Haack lachend ein, „der ist allerdings ein Musterexemplar von einem Arbeitstier. Er wacht, glaube ich, früh morgens mit den exakten Ergebnissen einer Flächenraum-Berechnung der Antillen-Inseln Guadeloupe und Marie-Galante auf, und wenn er am Abend zu seiner Erholung sich nicht noch gründlich den Kopf über das Straßennetz des antiken Roms zerbrochen und die ganze Angelegenheit gleich einmal sauber aufskizziert hat, ist der Tag eben für ihn verloren gewesen. Stellen Sie sich vor, neulich abend will ich mich gerade in meiner hochkomfortablen Bude im Hause des höchst achtbaren Schuhmachermeisters Stumpfbiel — mit dem gewissen Örtchen, Sie wissen schon, links hinten im Hof — auf mein spartanisch karges Lager strecken, da klopft es energisch unten an die Haustür. Ich denke, Meister Stumpfbiel hat den Hausknochen vergessen, fahre notdürftig in die Hosen und sause hilfsbereit die Stiege hinunter. Wer steht vor der Tür? — Der Herr Geheimrat Wagner persönlich! Eine der Planimeter-Messungen, die ich auftragsgemäß für seine kritische Studie über ‚Areal und mittlere Höhe der Landflächen sowie der Erdkruste‘ vorgenommen habe, befriedigt sein geniales Mathematikergehirn nicht. Er muß die Sache gleich noch mal mit mir durchkauen. Drei Stunden sind daraus geworden. Wir kamen vom Hundert-

sten ins Tausendste, er auf einem harten Rohrstuhl thronend, ich auf der Bettkante hockend. Aber ich habe dabei mehr profitiert als in einem Dutzend Kollegstunden, und zum Schluß hat er mich feierlich zu seinem Amanuensis und Vertrauten ernannt und behauptet, ich sei doch die ‚Gothaer Zukunft‘. Für die müsse er schon was Besonderes tun.“

„Ausgezeichnet! Gratuliere!“ schaltet Lüddecke ein. „Ich bemerke mit Vergnügen, daß Sie bereits in der Blüte der Jugend Ehrenämter und Titel sammeln. Wie war das doch gleich in Halle bei Kirchhoff?“

„Aber verehrter Meister, jetzt wollen Sie mich ja wohl wirklich verflachsen. Das war doch damals nur Scherz, als der ‚Alte‘ mich nach meinem ersten Referat in unserem akademischen Verein über ‚Mercator, der Reformator der Kartographie‘ mit listigem Augenzwinkern als den ‚Mercator der Zukunft‘ begrüßte und dabei den ‚Knackepott‘ mit Hallenser Gerstensaft schwenkte. Die Korona der ‚Völkerhunde‘ hat sich vor Lachen gebogen.“

„Der Völkerhunde? Von solchen Gewächsen haben Sie mir ja noch nie etwas berichtet.“

„Nun ja, weil die Sache für einen künftigen Kartographen einen etwas peinlichen Beigeschmack hat. Die ‚Völkerhunde‘ habe ich nämlich auf dem Gewissen. Als verantwortlich-unverantwortlicher Schriftführer des ‚Studentischen Vereins für Erd- und Völkerkunde‘. Ich hatte in dieser Eigenschaft wie üblich den Semesterbericht mit den Vortragsreferaten zu besorgen, der auf der Schlußkneipe gedruckt verteilt wurde. Es ging auch alles einigermaßen glatt. In der Nacht vorher las ich noch Korrektur. Nur der Umschlag ging in allerletzter Stunde ohne Revision in die Druckpresse, und da prangten dann eben groß und wirkungsvoll statt des Wortes ‚Völkerkunde‘ die ‚Völkerhunde‘ darauf.“

„O weih, o weih, Sie Zierde aller Kartographen! Lassen Sie mir bloß auf meinen mühsam erarbeiteten Landkarten keinen solchen Schnitzer durchgehen! Hinterher schiebt es mir die Nach-

welt in die Schuhe, und es heißt dann: Na ja, der alte Lüddecke, er hat eben doch schon eine weiche Birne gehabt!“

„Ehrensache! Ihr Erbe liegt bei mir in den besten Händen, und vorläufig ist es ja noch lange nicht soweit. Ihre unbestechlichen Augen werden auch fernerhin meine kartographischen Jugendsünden mit kritischen Blicken entdecken. — Übrigens, Kirchhoff hat mir die Sache auch nicht krummgenommen. Das war ja das Schöne an ihm, daß er als alter Schulmann und geborener Pädagoge pedantisch gründlich und genial nachsichtig in einem sein konnte. Alles war wundervoll großzügig in Halle. Bei Wagner in Göttingen regieren Maß und Zahl. Keine Karte, meine Herren, und keine Skizze ohne Maßstab. Immer erst das Gradnetz genau errechnen und anlegen! Und eine exakte Beschriftung bitte ich mir aus! Man fühlt sich fast wie daheim in Gotha.“

„Ist ja auch nicht weiter verwunderlich, mein lieber Haack. Bei den wissenschaftlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen, die Hermann Wagner zu Gotha und Perthes hat. Ich bin froh, daß er Sie ordentlich in die Schule nimmt. Das kann Ihnen nur nützen.“

„Tut es auch! Aber missen möchte ich weder Halle noch Göttingen. Was kann einem Besseres mitgegeben werden als das Fluidum verschiedengearteter Persönlichkeiten, die nicht nur ihr Fach verstehen, sondern ihre ureigenste Wesensart ausstrahlen vermögen. Wie Kirchhoff zur denkenden Betrachtung über die Eigentümlichkeit eines Landes, einer Landschaft zwingt und wie Wagner ein Gradnetz Strich um Strich mit lebendiger Tatsächlichkeit erfüllt, das bleibt unverlierbarer Besitz. Man schaut sich hinein, man wühlt sich hinein und wird einsichtig. Und dann kommt man wieder hierher nach Gotha und da — — —“

Hermann Haack möchte seinem Mentor am liebsten nochmals die Hand drücken. Aber der winkt ab.

„Wollen nicht abschweifen, lieber Kollege. Meine Finger sind wieder warm und geschmeidig. Es gibt allerhand zu tun. Sehen

Sie hier“, erklärt er, an seinen Arbeitstisch tretend, „das Blatt Frankreich ist so gut wie fertig, aber ich glaube, wir könnten noch einen kleinen Plan von Paris und der näheren Umgebung zusätzlich brauchen. Schließlich ist ja da allerlei an Erinnerungen vorhanden, was das Kartenbild örtlich fixiert widerspiegeln muß. Wie wäre es denn — — —?“

„Selbstverständlich! Eine reizvolle Aufgabe. Ich will mich gern damit beschäftigen“, stimmt Hermann Haack zu.

„Sie wissen ja, wie man das anpacken muß. Erst einmal aus der Plankammer das vorhandene Material ausschöpfen. Die einschlägigen Darstellungen aus der Bibliothek heraussuchen und studieren. Ich möchte Sie diesmal ganz selbständig arbeiten lassen.“

Schon am Nachmittag sitzt Hermann Haack, wie Lüddecke mit stillem Schmunzeln feststellt, am Arbeitstisch. Bücher und Broschüren liegen griffbereit. Er liest und notiert und macht sich kurze Auszüge. Er ist ganz in seinem Element.

Während des Ganges zur Bibliothek hat er nur rasch einmal in die verschiedenen Arbeitsräume hineingeschaut, die Kollegen begrüßt und hat gestaunt, wie weit die Umstellung der Herstellungstechnik auf Steindruck mittlerweile vorangekommen ist. Bernhard Perthes, immer geschäftig und rege, hat ihn herzlich willkommen geheißen. Nur bei Hermann Habenicht ist die Begrüßung reichlich kurz und kühl ausgefallen. Aber das ist man schon gewohnt, und gewiß meint er es auch nicht so. Die menschliche Güte, die Richard Lüddecke auszeichnet, ist ihm nicht in gleichem Maße gegeben. Mit Habenicht kann man eben einfach nicht so warm werden.



D

ie letzte Februarwoche des Jahres 1898 gibt sich höchst ungemütlich. Der Winter läßt sich seine Herrschaft noch nicht nehmen. In den Niederungen wartet er zwar nicht mehr mit starrem Frost auf, aber das Schlickerwetter mit einem Schneetreiben um den Taupunkt herum, mit Pfützen, die nachts zufrieren und am Tage wieder aufbrechen, und der ewig grauverhangene Himmel liegen gleich einem unerträglichen Alpdruck auf der Landschaft und den Menschen.

Wer nicht hinaus muß, bleibt daheim hinter dem warmen Ofen. Nur zur Hälfte besetzt, bummelt der Abendzug von Eichenberg nach Göttingen durch das Leinetal abwärts. Die

Dämmerung draußen vor den Abteiffenstern läßt Baum und Strauch zunehmend in dunkler Aussichtslosigkeit ertrinken. Wenn man nicht wüßte, daß es ja doch wieder Sonne und Frühling geben wird, könnte man verzweifeln.

Auch den jungen Mann, der einsam in seiner Abteilecke hockt und durch die von Schmutz und Nässe blinde Fensterscheibe hinausstarrt, scheint der graue Tag schwer zu bedrücken. Mit den beiden Mitreisenden, die auf der letzten Station den Zug verlassen haben, ist er kaum ins Gespräch gekommen. Mit Erleichterung hat er es begrüßt, daß er nun unbeobachtet ganz seinen Gedanken nachhängen kann. Die Gedanken kreisen immer wieder um einen Punkt. Ist es richtig, ist es vernünftig, was ich jetzt tue? Gehöre ich nicht ganz einfach hinter meinen Schreibtisch und habe abzuwarten, wie sich alles weiter entwickelt? Ist das nicht Fahnenflucht, wenn ich aus dem Gewohnten und Notwendigen ausbrechen will? Gewiß, Bernhard Perthes hat ihm anstandslos drei Tage Urlaub bewilligt, als er ihn darum bat. Aber der Chef wußte ja auch nicht, worum es eigentlich ging. Er hatte nicht einmal nach dem Reiseziel gefragt, sondern sich mit dem Hinweis begnügt, daß eine dringende persönliche Angelegenheit die Reise notwendig mache. Oder ahnte er im stillen etwas? Vielleicht war auch ihm schon einiges von den dauernden Spannungen und Differenzen der letzten Wochen zu Ohren gekommen. Aber warum hatte er dann nicht schon längst eingegriffen? War ihm an seinem jungen Mitarbeiter plötzlich nichts mehr gelegen?

Der Zug poltert über einige Weichen und bremst dann hart. „Göttingen! Alles aussteigen!“ Verwirrt fährt der junge Mann aus seinen Grübeleien auf, nimmt sein Kofferchen und steigt eilig aus. Auf dem Bahnhofsvorplatz bleibt er unschlüssig stehen. Soll er den entscheidenden Besuch sofort machen? Jetzt am Abend? Eigentlich schickt sich das nicht recht. Man überfällt nicht einfach eine Respektperson zu so später Stunde mit seinen persönlichen Sorgen und Nöten. Man geht am Vormittag zu passender Zeit ins Institut und läßt sich durch den Assisten-

ten anmelden. Zu seiner Zeit, als er selbst hier noch Amanuensis des Geheimrats war, hätte er es einem jungen Dachs sehr übel vermerkt, wenn der die Form so verletzt hätte. Schließlich ist der Geheimrat fast an die Sechzig heran und braucht seine abendliche Ruhe. — Aber nein! In diesem Falle liegen die Dinge eben doch anders. Mit leisem Lächeln erinnert sich der Doktor Hermann Haack, wie sein verehrter Lehrer ihn eines Abends wegen der Planimeter-Messungen aus den Federn geklopft hat. Wissenschaft über alles! In diesem Punkt kennt Hermann Wagner keine Formalitäten. Wenn es brennt, muß gelöscht werden, und wenn Zweifel auftauchen, müssen sie schleunigst geklärt werden. So haben sie es beide stets gehalten, der Ältere und der Jüngere. Und ihm, Hermann Haack, brennt es heute auf den Nägeln. Was sich da in ihm angestaut hat und womit er allein nicht mehr fertig wird, das muß herunter und so schnell wie möglich! Das duldet keinen Aufschub.

Kurz entschlossen nimmt er sein Kofferchen wieder auf und stapft über das glitschige Kopfsteinpflaster in die dunkle Stadt hinein. Die wohlweisen Stadtväter scheinen noch immer mit der Straßenbeleuchtung zu sparen. Macht nichts! Hermann Haack kennt hier jeden Bordstein. *

Der Herr Geheimrat hat es sich an diesem unwirtlichen Februarabend daheim behaglich gemacht. Was er allerdings unter Behaglichkeit versteht, würde jede auf Ordnung bedachte Hausfrau in Weißglut versetzen. In dichten Schwaden steigt der Tabaksdunst zur Stubendecke auf. Auf den beiden Plüschsesseln und dem Rauchtisch liegen in genialem Durcheinander, teils aufgeschlagen, teils mit weit herausragenden Buchzeichen versehen, dicke geographische Wälzer, kleine, schmalbrüstige Broschüren und gewichtige Atlanten im Großformat. In der Ecke zwischen den achtgeschossigen Bücherregalen dämmert, vom Schein der Petroleumlampe auf dem Schreibtisch gerade noch erfaßt, ein großer Globus vor sich hin. Und ach, der Schreibtisch selbst! Er bietet den Anblick einer wohlbewehrten Festung, in deren schmalen Sappen und Durchlässen sich nur

der Kommandant eben noch zurechtfinden kann. Und das ist gut so! Eine sinnvolle Unordnung hat den Sinn, daß sich in ihr einzig und allein der Meister wohl fühlt. Kein Unbefugter hat hier etwas zu suchen, etwa gar aufzuräumen oder auch nur abzustauben. Das System würde durch eine solche profane hauswirtschaftliche Maßnahme ernstlich erschüttert und der Fortgang der Forschung für eine kostbare Arbeitsstunde in Frage gestellt, wenn auch nur ein Notizblättchen von unkundiger Hand bewegt, sich unter einen ihm nicht zukommenden Stapel von Aufzeichnungen verirren sollte.

Das volle Licht der Lampe liegt auf einem Blatt gelben Kanzleipapiers, das die schreibende Hand mit sorgfältig ausgewogenen Schriftzeichen und Zahlenreihen ausfüllt. Hermann Wagner ist meilenweit fort. Irgendwo in fernen Ländern und auf fernen Meeren. Er bringt einige Ergebnisse seiner kartometrischen Flächenberechnungen zu Papier. Es ist ja eine vertrackte, aber immer wieder höchst reizvolle Sache mit dieser Erdkugel. Will man einen Ausschnitt aus dieser irdischen Ganzheit auf einem Plan oder einer Karte zur Geltung bringen, dann ergeben sich aus dem Widerspiel zwischen der tatsächlichen Wölbung der Erdoberfläche und der Ebene des Kartenbildes Verzerrungen, die man je nach dem Maßstab der Karte berücksichtigen muß. Zu solchen Arbeiten muß man Ruhe haben, muß man sich ungestört konzentrieren können.

Draußen scheppert die Haustürglocke. Ruhe behalten! Wird jemand anders im Hause angehen. Vielleicht ist es auch bloß irgendein törichter Lümmel, der sich einen Jux macht, die Häuser reihenweise abzuklappern und die Leute zu stören. Soll ja sogar Studenten geben, die so was als Bierulrk praktizieren. Wagner arbeitet weiter. Scheint sich beruhigt zu haben, dieser Jüngling. Zum Kuckuck noch mal, da läutet es wieder! Klingt eigentlich ganz manierlich, bestimmt, aber nicht anmaßend. Zu dumm, daß die Haushälterin heute Ausgang hat, aber er hat sie ja selbst veranlaßt, noch einmal auf einen Plausch zu ihrer Freundin um die Ecke zu gehen. Nun hat man die Bescherung!

Wütend geht Wagner zum Fenster, reißt den schweren Vorhang zurück, öffnet einen Spalt und ruft hinaus: „Himmel-donnerwetter, wer ist denn da unten?“

„Verzeihung, Herr Geheimrat, ich störe gewiß!“

„So eine Frage! Natürlich stören Sie! Ganz gewaltig!“

„Entschuldigen Sie bitte, Herr Geheimrat. Ich wollte — ich werde mir erlauben, morgen zu gegebener Stunde nochmals vorzusprechen.“

Schon entfernen sich die Schritte. Da ruft Wagner nochmals hinunter: „Ja, wer sind Sie denn nun eigentlich?“

„Hier ist Hermann Haack!“ tönt es aus dem Dunkel.

„Wer ist da — — —?“ Man spürt deutlich die grenzenlose Verblüffung des Fragenden.

Und nochmals ertönt es von unten: „Ich bin Hermann Haack aus Gotha!“

„Ja, warum sagen Sie denn das nicht gleich? Hermann Haack! Sie stören natürlich nicht! Warten Sie, ich komme gleich!“ Das Fenster wird zugeschlagen. Während Wagner die Treppe hinuntersteigt, fingert er bereits den Hausschlüssel aus der Hosentasche.

„Herein mit Ihnen!“ Der Geheimrat geleitet seinen Gast hinauf. Im Vorsaal nötigt er ihn aus dem tropfnassen Lodenmantel. Dann zieht er ihn ins Zimmer. Die Plüschsessel werden von ihrer Bücherlast schleunigst befreit.

„Wirklich ein guter Gedanke, daß Sie mal nach Ihrem alten Lehrer schauen. Seitdem Sie im März 96 in Halle bei Kirchhoff ihren Doktor gebaut haben, sind wir noch nicht wieder zusammengekommen. Na ja, das Militärjahr in Kiel dazwischen und dann der eigentliche Anfang bei Perthes, da werden Sie nicht viel Zeit dazu gehabt haben, in der Welt herumzukutschieren. Ich habe mich übrigens sehr gefreut, daß Sie das ehemals von mir hier in Göttingen gestellte Thema ‚Die mittlere Höhe von Südamerika‘ weiter bearbeitet haben und der Kollege Kirchhoff es als Examenarbeit zugelassen hat. Eine Genugtuung für mich alten hartnäckigen Rechenfex, der seine Schüler

nicht nur froh und munter in der geographischen Weltweite herumschwärmen läßt, sondern sie auch zwingt, mit den Schwesternwissenschaften der Geographie, mit der Mathematik und der Geometrie, Zweckfreundschaft zu schließen. Was da drüben in Südamerika so ungefähr los ist, das kann jeder halbwegs begabte Primaner sich zusammenholen. Hinter die Struktur einer Landschaft aber kommt nur der exakte Rechner. Ihre Arbeit ist ein schönes Beispiel für die Richtigkeit meiner These, und die Hallenser haben Ihnen dafür durchaus mit Recht das große Lob, das ‚Magna cum laude‘, gespendet. Sauber zeichnen und genau rechnen, das ist der ganze Witz bei der Geographie, wenn einer nicht nur vom Katheder herab dozieren, sondern den Menschen einen lebendigen Eindruck im Spiegel des Kartenbildes vermitteln will.“

Hermann Wagner hat sich ordentlich warm geredet. Er ist glücklich, daß er wieder einmal sein Steckenpferd reiten kann; zumal vor diesem jungen Doktor, auf den er seit jeher große Stücke hält. Aber plötzlich besinnt er sich.

„Da rede ich nun und rede“, fährt er fort, „und Sie hocken wie ein frierender Unglückswurm im Sessel. Passen Sie auf, dem helfen wir ab. Wir brauen uns ein steifes Grögchen, und dann schwatzen wir gemütlich weiter von alten Zeiten. Oder — —?“ Während er die Rumflasche und den Zucker aus dem Bücherschrank herbeiträgt, wirft er einen prüfenden Blick auf Hermann Haack, und als er dann das Getränk mit dem stets in der Ofenröhre vorhandenen heißen Wasser bereitet, fragt er kurz angebunden heraus: „Oder drückt Ihnen etwas das Herz ab? Dann erst einmal heraus damit! Zum Vergnügen werden Sie sich ja schließlich bei dem Wetter nicht auf die Bahn gesetzt haben.“

„Ja, es ist so. Ich — — —“ Hermann Haack quält sich die ersten Worte mühsam vom Munde und bricht wieder ab. Soll er wirklich hier von dem reden, was er bislang stumm und verbissen allein mit sich herumgetragen hat? Ist das nicht den Gothaern gegenüber ein Vertrauensbruch?

Der Geheimrat wartet geduldig. Er hebt erst einmal das Glas und trinkt dem anderen zu. Dann aber poltert er absichtlich etwas burschikos: „Na, zweierlei Möglichkeiten bleiben ja wohl nur, entweder Liebeskummer oder Krach im Institut. Der erste Fall scheidet aus, denn damit würden Sie wohl kaum zu mir altem Manne kommen. Also — — —?“

„— — — bleibt nur das andere übrig. Ihre Vermutung trifft zu, Herr Geheimrat. Leider! Und es fällt mir schwer, darüber zu sprechen, aber so wie die Dinge jetzt stehen und liegen, weiß ich einfach nicht mehr weiter. Ich kann nicht mehr mit Freude arbeiten. Ich fühle mich gehemmt. Ich muß mich zu jeder Leistung zwingen. Ich weiß, daß ich in der Praxis noch manches zu lernen habe, aber schließlich bin ich mit meinen 25 Jahren kein Schulbub mehr. Ich — — —“

„Und da haben Sie sich also“, fällt ihm Wagner ins Wort, „kurz entschlossen mit Bernhard Perthes überworfen. Sie junger Heißsporn, Sie!“

„Mit Bernhard Perthes?“ Aus Haacks Stimme klingt fassungsloses Erstaunen. „Aber keineswegs! Wie könnte ich das! Er weiß vorerst, wie ich annehmen möchte, noch von gar nichts. Die Angelegenheit, die mich belastet, hat sich im engsten Kreise abgespielt. Aber sie ist darum für mich nicht weniger schwerwiegend. Sie betrifft meine grundsätzliche Auffassung vom Beruf des Kartographen.“

„Nun erzählen Sie mal hübsch der Reihe nach“, begütigt der Ältere. „Sie sind, wenn ich mich recht erinnere, am 1. Mai 1897 als wissenschaftlicher Mitarbeiter bei Perthes eingetreten.“

„Jawohl. Und damals hatte ich das Glück, mit Richard Lüddecke zusammen arbeiten zu dürfen, mit ihm, den ich hoch verehrt habe und der mir schon während der Studienzeit als ein väterlicher Freund und Berater zur Seite stand, wenn ich in den Ferien praktisch im Institut arbeitete. Das Glück war rasch zu Ende. Im Sommer begann Lüddecke, äußerlich ein Urbild von Gesundheit, plötzlich zu kränkeln. Nierengeschichte. Er mußte aussetzen. Er kam nicht wieder an seinen Arbeitsplatz

zurück. Vor Monatsfrist ist er, wie Sie wissen, gestorben. Schon während seiner Krankheit übernahm Hermann Habenicht einen Teil seiner Verpflichtungen und damit auch meine weitere Ausbildung. Es war ein Wechsel wie Tag und Nacht. Ich konnte und kann mit diesem Mann nicht in ein gedeihliches Vertrauensverhältnis kommen.“

„Schikaniert er Sie?“ wirft Hermann Wagner ein.

„Nein, das ist es ja eben. Solche offensichtlichen Differenzen würden sich von Mann zu Mann klären lassen. Ich achte auch sein Können. Er ist vom Bau. Er hat sich als Praktiker durchgesetzt wie mancher andere Petermann-Schüler, und er darf mit Recht stolz darauf sein. Keiner wird ihm das bestreiten. Aber er sieht nur die Praxis. Er fußt lediglich auf dem Erreichten. Wissenschaftliche Erkenntnisse sind für ihn blasse Theorie. Er lächelt im geheimen darüber, was so ein junger Mann alles als Ballast von der Universität mit in die Praxis hineinschleppt. Unsere Kartographie aber ist Praxis und Wissenschaft und wird es mit jedem Jahr mehr. Wenn die Wissenschaft unsere Praxis nicht befruchtet, kommt die Praxis unweigerlich zum Stillstand. Das ist meine Überzeugung. Sie habe ich bei Ihnen in Göttingen bestätigt gefunden, sie habe ich mir bei Kirchhoff in Halle erarbeitet, und in dem einen Abschlußsemester bei Richthofen in Berlin wurde sie mir nochmals mit ganzer Eindringlichkeit offenbar, wenn er uns in vergleichender Gesamtschau durch die Kontinente führte und zugleich die Praxis der Geländestudie als unumgängliche Voraussetzung für das Verständnis der großen Zusammenhänge anempfahl. Habenicht jedoch haftet am Zeichentisch. Aus jedem Wort, aus jeder Anweisung spüre ich die Enge. Ich bin dann versucht, um der Sache willen zu widersprechen, und das empfindet er, seiner selbst nicht sicher, wohl als jugendliches Besserwissen. Ich kann mich aber nicht abdrängen, nicht aufsaugen lassen von solcher Enge, und da ich mich nicht des berechtigten Vorwurfs der Überheblichkeit aussetzen kann und will, möchte ich lieber — kurz heraus: ich möchte lieber Lehrer werden!“

Hermann Wagner schweigt lange. Das Bekenntnis Haacks hat ihn getroffen, aber er läßt sich nichts anmerken. Er weiß, hier muß geholfen werden. Nicht nur dem jungen Manne, sondern fast mehr noch der Gothaer Anstalt, der er selbst seit Jahren eng verbunden ist, und nicht zuletzt auch der kartographischen Wissenschaft, die an einer Wende steht.

Endlich sagt er leichthin: „Lehrer werden? Schön und gut. Warum nicht? Junge Menschen in das Verständnis für die Weite der Welt und ihre naturgegebenen, komplizierten Bedingtheiten einzuführen, ist eine Aufgabe, und ich glaube, Sie könnten sie zu Ihrem Teile lösen. Immerhin, Geographie-Lehrer finden wir schon. Aber wer soll denen wissenschaftlich zuverlässig das Handwerkszeug vorbereiten? Wenn sie das nicht in die Hand bekommen, nützen alle unsere Lehrstühle vertaufelt wenig.“ Er ist aufgestanden und geht ein paarmal in der Stube auf und nieder. Dabei streicht er sinnend und ohne sich dessen gewahr zu werden, mit der Linken über den grauen Vollbart. Dann wendet er sich plötzlich Hermann Haack zu und streckt ihm die Hand entgegen: „Es ist gut, daß Sie gekommen sind, sehr gut. Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit. Ich werde Ihnen helfen. Wie ich das tue, muß ich mir noch überlegen. Ich bitte Sie nur um eins: Gehen Sie an Ihren Arbeitsplatz zurück! Unbedingt!“

Hermann Haack schlägt ein. Es wird ihm mit einem Male frei ums Herz. Er weiß seine Sache in den besten Händen.

„Gleich morgen früh reise ich ab!“ versichert er.

„Nun so expreß braucht es auch wieder nicht zu gehen“, entgegnet Wagner lachend. „Morgen vormittag kommen Sie erst einmal zu mir ins Institut. Sind ja noch ein paar von Ihren ehemaligen Kommilitonen da, die sich freuen werden, Sie zu sehen, und vielleicht haben wir Wissenschaftler hier inzwischen ein paar neue graue Theorien ausgeheckt, in die Sie mal die Nase des Praktikers hineinstecken können.“

Beschwingt macht sich Hermann Haack auf den nächtlichen Weg. Draußen scheint das Wetter umgeschlagen zu sein. Das

Schneetreiben hat aufgehört, und es weht ein Lüftchen, das leise nach Frühling schmeckt. Oder kommt ihm das nur so vor? Unter einigen Schwierigkeiten gelingt es dem nächtlichen Wanderer, in einem Gasthof den verschlafenen Hausdiener herauszuläuten. In dem Dachstübchen, das er bezieht, riecht es muffig. Es ist lange nicht gelüftet worden. Das Bett ist hart und knarrt. Aber der Schlaf ist fest und traumlos.

*

Seit mehr als einer Woche sitzt Hermann Haack wieder an seinem Arbeitsplatz in Gotha. Nichts ist bisher geschehen. Nur Habenicht hat reichlich spitz gelächelt, als sein Mitarbeiter wieder auftauchte, und etwas von Spritztouren gemurmelt, die man sich in seiner Jugend nicht habe leisten können. Über diese Bemerkung ist man zur Tagesordnung übergegangen.

Gegen Mittag läßt der Chef Herrn Habenicht zu sich bitten. Nach einer Stunde kommt Habenicht zurück und erklärt: „Na, Herr Doktor, Sie können sich freuen. Sie werden ebenfalls erwartet.“

Hermann Haack wappnet sich für alle Möglichkeiten. Bernhard Perthes empfängt seinen jungen Mitarbeiter mit gemessener Freundlichkeit. Er bittet ihn, Platz zu nehmen, und es hat nicht den Anschein, als sollte eine schärfere Auseinandersetzung folgen.

„Mein lieber Herr Doktor“, beginnt er, „wir wollen uns einmal offen miteinander aussprechen. Sie sind nun bald ein Jahr bei uns, und wenn wir es genauer nehmen wollen, so sind Sie bereits seit Ihrem Studienbeginn, daß heißt also rund fünf Jahre, mit unserem Hause auf besondere Weise verbunden. Die beruflichen Kinderschuhe haben Sie ausgetreten, und ich denke, es ist an der Zeit, daß wir uns einmal über Ihre weitere Zukunft unterhalten. Der gleichen Meinung ist man übrigens auch in Göttingen.“

Bei diesen Worten gleitet ein leichtes Lächeln über die Züge des Chefs, aber sogleich fährt er wieder ernsthaft fort: „Sie wissen, wie wir alle, welche schmerzliche Lücke der Tod unseres

lieben Richard Lüddecke in die Reihe unserer führenden Mitarbeiter gerissen hat. Zwar gelang es ihm mit letzter Kraft noch, die grundsätzlichen Arbeiten an seinem vortrefflichen ‚Deutschen Schulatlas‘ abzuschließen, aber aller Voraussicht nach wird gerade dieses Werk ständig Neuauflagen verlangen, die nach dem neuesten Stande der Länderkunde ergänzt und besorgt werden müssen. Die Pädagogen haben ja endlich erkannt, wie wichtig ein methodisch aufgebauter Geographie-Unterricht für unsere Jugend ist und daß man dazu bestes Kartenmaterial braucht. Außerdem zeigt das Ausland an unserem Schulatlas zunehmendes Interesse. Mit den Italienern stehen wir in Verhandlungen, und Pasanisi wird wahrscheinlich für eine Mitarbeit an der italienischen Ausgabe gewonnen werden können. Die Bolivianer haben sich gemeldet. Von den Chilenen hört man andeutungsweise ähnliches. Sie wollen alle Atlanten nach ihren Sonderwünschen und mit Angaben in ihrer Landessprache. Wir müssen das hier in der Hand behalten, und ich meine, Sie wären der gegebene Mann dafür. Natürlich in selbständiger Position und nur dem Unternehmen und mir unmittelbar verantwortlich.“

Hermann Haack sitzt wie erschlagen auf seinem Stuhl. Er glaubt nicht recht gehört zu haben. Kein Dämpfer für seine Eigenmächtigkeit? Nicht zurückverwiesen in die Schranken? Sondern eine wirkliche Aufgabe, eine Verpflichtung?

„Ja, aber so hatte ich das doch gar nicht gemeint. Ich — ich wollte mich doch keinesfalls in — in den Vordergrund schieben!“ stammelt er schließlich. Dann fügt er hinzu: „Und soweit bin ich doch eigentlich noch gar nicht — — —“

„Lassen wir das, mein Lieber“, winkt Perthes ab. „Ein bißchen Menschenkenntnis müssen Sie ihrem Chef schon zutrauen. Außerdem, ich denke noch etwas weiter als Sie. Das mit dem Atlas soll nur der Anfang sein. Was bei uns im argen liegt, sind nicht die Atlanten. Hier haben Hermann Wagner, Lüddecke und Habenicht, jeder zu seinem Teil, gut vorgearbeitet. Aber neue Schulwandkarten fehlen uns. Sie müssen in Angriff ge-

nommen werden, nicht von heute auf morgen, aber in sehr absehbarer Zeit, denn Justus Perthes, Gotha, muß seine führende Stellung in der Schulkartographie halten und ausbauen.“

„Ja, das müssen wir!“ stimmt Hermann Haack begeistert zu. „Unbedingt müssen wir das, und in einer noch viel engeren und lebendigeren Verbindung mit der Schule, den Pädagogen. Wir brauchen eine ständige Fühlungnahme, einen ständigen Erfahrungsaustausch mit ihnen.“

„So gefallen Sie mir schon besser!“ Lebhaft stimmt Bernhard Perthes zu, und wieder stellt sich das leise Lächeln bei ihm ein, als er fortfährt: „Und es ist dazu, glaube ich, noch nicht einmal notwendig, daß ein junger Heißsporn gleich Hals über Kopf umsattelt und Geographielehrer wird. Bei unseren guten Beziehungen zur Schulbehörde werden wir uns jederzeit und in allen Klassen unseres hiesigen Gymnasiums Einblick in die Praxis des Geographieunterrichts verschaffen können.“

Als dann nach einem sehr freundlichen Abschied Hermann Haack das Zimmer schon verlassen will, fügt Perthes noch hinzu: „Mit dem Kollegen Habenicht habe ich übrigens die Sache ins reine gebracht. Die Kompetenzen sind abgegrenzt.“

Sinnend schaut er dann, allein geblieben, auf das Schreiben vor ihm, das den Poststempel „Göttingen“ trägt. Der gute Hermann Wagner hat ihn wieder einmal richtig beraten. Einen Satz aus diesem Briefe hat Perthes allerdings wohlweislich ganz für sich behalten. Da steht klar und einfach: „Hermann Haack ist die Zukunft für Justus Perthes!“ So etwas soll man einem jungen Mann nicht auf die Nase binden. Eines Tages wird er es schon ganz von selbst merken.

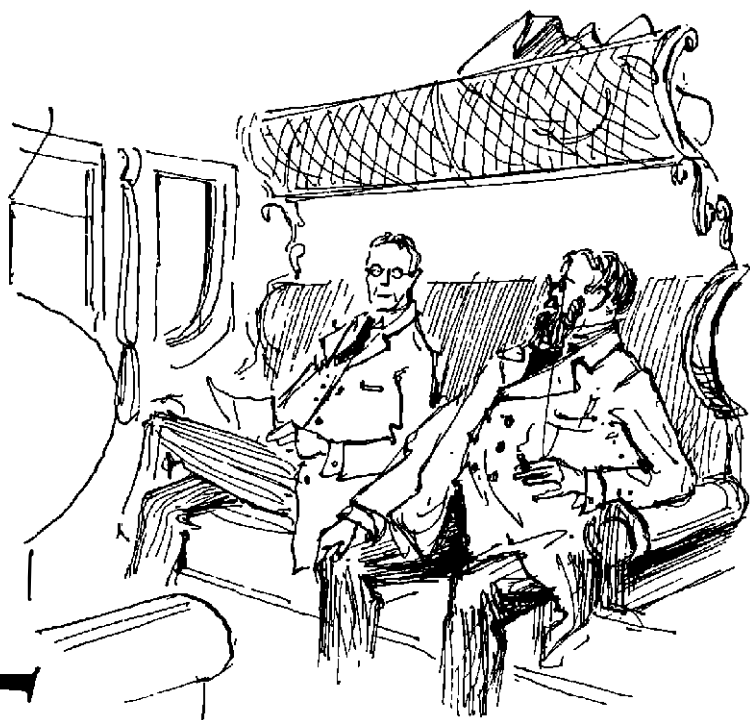
Drüben im Arbeitsraum gibt Habenicht indessen dem jungen Mann die Hand, etwas förmlich zwar, aber mit bemüht gutem Willen. „Gratuliere, Herr Kollege!“ sagt er. „Wir sind ja nun sozusagen geschiedene Leute. Bin ganz einverstanden damit. Kann eben keiner aus seiner Haut heraus. Hauptsache, das, was darunter steckt, ist echt, bei mir und selbstverständlich auch bei Ihnen, und wenn Sie mal irgendeine Frage haben, ich stehe Ihnen natürlich jederzeit gern zur Verfügung.“

Die reine Festansprache, muß Hermann Haack innerlich belustigt denken, während er höflich antwortet: „Vielen Dank, Herr Habenicht. Ich denke, wir werden uns schon gut verstehen!“

Mit der Arbeit wird es nach diesem bewegten Vormittag nicht mehr viel. Draußen scheint die Sonne. In den Vorgärten blühen die ersten Märzenbecher und Krokusse. Es wird wirklich Frühling, und es ist eine Lust zu leben, ganz einfach dazusein!

Man müßte einmal versuchen, heute nachmittag, ganz zufällig, versteht sich, Johanna Elisabeth in der Stadt zu begegnen. Johanna Elisabeth heißt offiziell Fräulein König. Der Herr Doktor Haack ist schon mehrmals im Hause ihres Vaters zu Gast gewesen. Im nächsten Monat wird sie 19 Jahre alt, und sie ist ein sehr lieber Kerl. Das wagt man ihr natürlich nicht so schlankweg zu sagen. Der bürgerliche Anstand verbietet so etwas vorerst noch. Aber es wird sie sicherlich sehr interessieren, davon zu hören, was sich an diesem wunderbaren Vorfrühlingstag ereignet hat.





Einsteigen in der Richtung Weißenfels — Naumburg — Weimar — Erfurt — Gotha — Eisenach! Türen schließen!“ Kurz darauf ein Pfiff, auf den die Lokomotive eine halbe Oktave tiefer antwortet. Die Kette der Wagen ruckt an. Langsam anfahrend, verläßt der Eilzug nach Thüringen den provisorischen Thüringer Bahnhof von Leipzig.

In einem Abteil der zweiten Klasse haben es sich zwei Herren bequem gemacht. Der jüngere, nicht eben groß, aber kräftig und untersetzt, mag noch keine vierzig Jahre alt sein. Dem anderen, der gerade seinen schwarzen Schlapphut neben die Reisetasche ins Gepäcknetz verstaut hat, merkt man an, daß er die Fünfzig schon hinter sich hat. Unter der dunklen Weste und dem schwarzen Schoßrock wölbt sich ein sanftes Bäuchlein. Der graugesprenkelte Vollbart, den er des öfteren mit der Rechten sorgsam streicht, verdeckt einen hohen steifen Leinenkragen. Ab und zu praktiziert er mit geübtem Griff den goldumrandeten, an einer dünnen, schwarzen Schnur gesicherten Kneifer auf den Nasenrücken. Dann wirkt der Gesichtsausdruck betont würdig. Es umwittert ihn Kathederweisheit.

Ganz anders der wache, lebendige Blick des Jüngeren. Diese Augen schweifen nicht ziellos umher. Hinter den Brillengläsern sind sie offensichtlich gewohnt, sich stets und ständig auf etwas Faßbares zu sammeln, die geringste Kleinigkeit zu beobachten, zu registrieren und zu werten. Der Mittelscheitel, die gerade, kräftige Nase und der schmale, geschlossene Mund, der Energie verrät, bilden eine fast strenge Einheit. Trotz solcher Energie-Geladenheit strahlt das Wesen dieser zweifellos im Geistigen verwurzelten Persönlichkeit gewinnende Offenheit und Daseinsverbundenheit aus. Da ist nichts Verknöchertes. Der buntgetupfte, sauber gebundene Schlips und die helle Weste unterstreichen äußerlich diesen Eindruck. Die Studierstube dieses auf der Höhe seiner Wirksamkeit stehenden Gelehrten scheint eine offene Tür und sehr helle Fenster zu haben.

Mit Not und Mühe haben die beiden Reisenden ihren Anschlußzug noch erreicht. Das ist in Leipzig — wir schreiben Oktober 1911 — nicht ganz einfach. Die Stadt hat noch immer fünf, teilweise weit auseinanderliegende Bahnhöfe, und wenn man, wie in diesem Falle, von einer Tagung aus Posen schließlich auf dem Eilenburger Bahnhof gelandet ist, so hat man bis zum Thüringer Bahnhof ein ganz ordentliches Stück Weges zurück-

zulegen. Die Herren hatten zwar noch eine Droschke zweiter Güte erwischt, aber der brave Droschkengaul war mit echt Leipziger Gemütlichkeit dahingezottelt.

Nun, es hatte noch einmal geklappt, und diese traurigen Leipziger Bahnverhältnisse würden ja die längste Zeit gedauert haben. Während der Zug über die Ausfahrtsweichen poltert, schauen die beiden Herren interessiert zum Fenster hinaus. Dicht neben den Gleisen wölbt sich nach Westen hin das Trägerwerk eines gewaltigen Hallenbaues. Hier steht der Westflügel der neuen Hauptbahnhofs-Anlage fast vor der Vollen- dung. Lediglich die gläserne Bedachung über den Bahnsteigen ist noch nicht vollständig eingebaut, und im Innern des weit- räumigen Empfangsgebäudes arbeitet man noch an den Schal- teranlagen und sonstigen Einrichtungen. Vor zwei Jahren ist der Bau begonnen worden, und Anfang 1912, in wenigen Wochen also, soll dieser Westflügel in Betrieb genommen wer- den. In weiteren zwei, drei Jahren, wenn die Gesamtanlage mit ihren 300 Metern projektierter Frontbreite und ihren rund 25 Bahnsteigen stehen wird, besitzt Leipzig dann nicht nur den größten, sondern auch den schönsten Bahnhof des Kontinents. „Einfach imposant! Schon jetzt, da noch alles Stückwerk ist!“ entfährt es dem Älteren voller Bewunderung. „Sichtbares Sym- bol unserer Größe und Stärke! Wird seinen Eindruck in der Welt nicht verfehlen!“

„Gewiß!“ räumt der Jüngere ein. Es klingt sachlich, nüchtern. „Wenn wir uns nur nicht übernehmen“, fährt er nach kurzer Pause fort. „Ich meine nicht mit dem Bau da. Er ist eine Not- wendigkeit. Er verbindet, er vereinfacht, er schaltet unnütze Kraftverzettlung aus. Aber sonst. Bei allem, was wir tun und leisten in diesem Kaiserreich, pochen wir immer gleich mit der gepanzerten Faust auf den Tisch. Wir drohen, statt zu über- zeugen. Eines Tages — — —“

„Sachte, Verehrtester, sachte!“ fällt der andere ein. „Wie hat der alte Römer-Kaiser Caligula mit Vorliebe gesagt? Oderint, dum metuant! Mögen sie uns hassen, wenn sie uns nur fürch-

ten! Eine recht vernünftige Devise, wenn man sich Luft schaffen will und Luft schaffen muß!“

Der Jüngere schweigt. Er mag darauf nicht antworten. Er weiß, solche und ähnliche Worte laufen wie Scheidemünze im Volke um, vor allem unter denen, die glauben, den Patriotismus in Erbpacht genommen zu haben. Sein Deutschtum steckt tiefer. Er ist es gewöhnt, vom Kartenbild her in Zusammenhängen und Wechselwirkungen zu denken. Er liebt dieses Land in der gefährvollen Mitte Europas, in das er hineingeboren worden ist, in dem er lebt und für das er arbeitet. Er wünscht ihm aus heißem Herzen Geltung und Ansehen im Kreise guter freundschaftlicher Beziehungen weit über die unmittelbaren Angrenzungen hinaus. Aber er fühlt sich nicht berufen, in der politischen Arena diese Geschicke zu leiten. Er hat am Kartentisch Sinn und Widersinn zu registrieren. Das ist seine Aufgabe, sein Lebenswerk.

Um über die spürbare Spannung hinwegzukommen, wechselt der Reisebegleiter die Tonart. Leichthin sagt er: „Na, lieber Doktor, wenn der Hauptbahnhof erst unter Dach und Fach ist, gibt es Arbeit für Sie. Die Stadtpläne von Leipzig werden ohnehin allerhand Korrekturen nötig haben. Das Völkerschlachtdenkmal wächst empor, die Deutsche Bücherei ist projektiert.“

„Korrekturen sind das tägliche Brot des Kartographen“, gibt der Doktor Hermann Haack lächelnd zu. Wenn sie immer ein Dokument menschlichen Fortschritts sind, wollen wir sie gern und getreulich aufzeichnen, geht es ihm dabei durch den Sinn. Noch weiß er nicht, wieviel einschneidende Änderungen er in den kommenden vierzig Jahren seines Daseins wird vornehmen müssen, Änderungen der staatspolitischen Grenzen, ausgelöst von einem hemmungslosen Machtstreben der Regierenden und ihrer die weltwirtschaftlichen Machtpositionen beherrschenden Hintermänner, erkaufte aber mit Strömen Blutes derer, die bei den Siegern und den Besiegten werden ihre Haut dafür zu Markte tragen müssen.

Der Zug hat mittlerweile die flache, reizlose Landschaft zwischen Markranstädt und dem kleinen Solbad Dürrenberg durchschnitten und überquert die Saale. Ein paar verstreute Dörfer liegen in die Feldbreiten eingestreut. Eins davon heißt Leuna. Auf der Spezialkarte der thüringischen Staaten und angrenzenden Gebiete im Schulatlas ist es nicht verzeichnet, und schon gar nicht auf der Gesamtkarte, die Nord- und Mitteldeutschland umfaßt. Eines Tages wird es eingetragen werden, sogar als Stadt, und nicht nur die unterste Signaturstufe wird dabei, der Einwohnerzahl entsprechend, verwendet werden. Auf den Netzkarten der Eisenbahnfahrpläne wird dieses Stadtwesen dann gleich drei verschiedene Stationen gleichen Namens aufweisen. Das alles wird der Aufbau eines gigantischen chemischen Industriewerkes bewirken, aber der Tag, von dem an der arbeitende Mensch hier mitbestimmend in seine vollen Rechte treten wird, liegt noch in weitem Felde. Dazu wird es des Ringens um eine neue Gesellschaftsordnung bedürfen. Vorher jedoch wird der zunächst für Jahrzehnte der Rüstung und damit der Zerstörung dienende Konzernbetrieb in grauenvollen Bombennächten selbst zur Trümmerstätte werden.

Dies alles wird Hermann Haack miterleben, aber heute, während der Zug den Bahnknotenpunkt Corbetha hinter sich läßt, ahnt er davon noch nichts. Nur manchmal befällt ihn eine dumpfe Beklemmung, denn mit jedem neuen Jahre spürt man es deutlicher, daß zum mindesten die europäische Welt vor einer alle bisherigen Maße überschreitenden Zerreißprobe steht. Mit Mühe löst er sich aus diesem Gedankengespinnst. Sich seinem Gegenüber zuwendend, versucht er, das vorhin beim Zugwechsel abgebrochene Fachgespräch wieder aufzunehmen.

„Wir sind uns also darüber einig, Herr Professor“, beginnt er, „daß unsere Schulgeographie auf der Posener Tagung eigentlich wieder einmal das fünfte Rad am Wagen gewesen ist. Eine eigene Sektion besitzen wir noch immer nicht, wie sie die Geologen und die Biologen haben, und unsere Angelegenheiten wurden schließlich so eben noch am letzten Tage in einer Son-

dersitzung verhandelt, während auf der Tagesordnung der allgemeinen Vollsitzungen kein einziges Erkunde-Thema zu finden war.“

Eifrig bejaht Professor Schwerdtner diese Feststellungen. Er ist Philologe, Lehrer an einer höheren Lehranstalt in Weimar, und der Erdkunde-Unterricht ist ihm Herzenssache. Wenn man ihn nur so betreiben könnte, wie man gern möchte. Aber da ist der Lehrplan, und in seinem streng geordneten Gefüge ist die Geographie nach wie vor ein geradezu übel vernachlässigtes Stiefkind. In den unteren Klassen geht es noch an. Da sind in den meisten deutschen Ländern wenigstens zwei Wochenstunden vorgesehen. Aber auf der Mittel- und Oberstufe wird es immer weniger. In den Realschulen fristet sich meist eine einzige dürftige Wochenstunde durch die Jahrgänge hindurch. Auf den Gymnasien jedoch hält man lediglich ein paar Repetitionsstunden im Rahmen des Geschichtsunterrichts für ausreichend. In den anderen Schulgattungen liegen die Verhältnisse ähnlich aussichtslos. Lediglich in den Mittel- und Volksschulen wird neuerdings die Heimatkunde als Vorbereitung für das Verständnis erdkundlicher Zusammenhänge gründlicher gepflegt. Aber was nützt das, wenn späterhin aller Geographie-Unterricht im Sande verläuft.

„Es ist und bleibt einfach beschämend!“ faßt der Professor die Situation mit einem Wort zusammen. „Wenn kürzlich auf dem Deutschen Geographentag geäußert wurde, daß die meisten Schüler unserer höheren Lehranstalten mit einer geradezu erschreckenden Unwissenheit über die einfachsten geographischen Dinge die Schule verlassen und kaum einer von ihnen ein Verständnis für wirtschaftliche Fragen aus der Schule mit ins Leben nimmt, so ist damit kein Wort zuwenig und zuviel gesagt, und wir, die wir die pädagogische Verantwortung für die Lebensreife unserer künftigen Generation tragen, laden vor Volk und Staat eine unabdingbare Schuld auf uns, wenn wir dem tatenlos zusehen.“

„Sie haben leider nur allzu recht“, ergänzt Hermann Haack,

„gewiß ist es, wir haben das ja alle durchexerziert, eine hervorragende Geistesschulung, wenn man Griechisch und Latein beherrscht und in der Aufeinanderfolge klassischer Geschichts- und Kulturperioden ausreichend Bescheid weiß. Aber diese Jugend lebt damit allzusehr in einem geistig abseitigen Klima. Sie lebt, von den Ideen einer vaterländischen Weltgeltung lediglich äußerlich begeistert, an der Realität der Gegenwart vorbei, und allein ein wirklich vielseitiger und sachlicher Erdkunde-Unterricht könnte diese Einseitigkeit steuern. Wie soll diese Jugend bestehen, wenn sie vor harte Auseinandersetzungen gestellt wird, in denen jedes bloße Strohfeuer der Begeisterung rettungslos ausbrennen muß?“

Haacks Frage bleibt offen. Der Eilzug ist in Naumburg eingefahren. Hier herrscht reger Verkehr. Viele Ausflügler sind unterwegs, um an diesem sonnigen Herbsttag die Reize des alten Städtchens und seiner lieblichen Umgebung zu genießen. Bei der Ausfahrt werfen die beiden Reisenden einen Blick auf das immer wieder einzig schöne, vieltürmige Stadtbild, in dessen Mitte die vier Domtürme wie Himmelswegweiser aufragen. Ein leichter blaßblauer Herbstdunst liegt über dem Saale- und Unstruttal. Die Laubwälder prangen und gluten in Rot und Gelb, und an den südwestlichen Talhängen ziehen sich die Rebstöcke traubenbehangen in ganzen, wohlgeordneten Kolonnen empor. Der Geograph und der Kartograph begnügen sich nicht im Bewundern der herbstlichen Farbenpalette. Sie schauen tiefer. Ihnen ist die geologische Struktur dieser Landschaft vertraut, in der Muschelkalk, Buntsandstein und weiter nach Thüringen hinein der Keuper ineinander verzahnt sind, während das Diluvial-Zeitalter in den Flußtalern Schwemmland absetzte.

Den Kartographen Haack fesseln, wie immer bei solcher Gelegenheit, die Formen und Neigungswinkel der Hangformationen. Er überträgt sie unwillkürlich im Geiste auf das Kartenbild, wo Farbton, Schraffierung oder Schummerung im Verein mit Licht- und Schattenwirkung dem Beschauer den eindeutig-

plastischen Eindruck von der tatsächlichen Höhenlage vermitteln sollen. Das hier ist nur ein kleines, kaum bedeutsames Beispiel, denn die Saale-Hänge vermögen wahrhaftig nicht mit außergewöhnlichen Höhenmarken zu bestechen, wenn sie auch teilweise ein ganz ordentliches Steilufer aufweisen. Auf der Posener Schulmänner-Tagung hat Hermann Haack mit anderen Ergebnissen aufwarten können. Dort hat er seine soeben vollendete Schulwandkarte der Alpenländer im Maßstab 1:450 000, Größe 162/215 cm, vorgeführt, und das kritische Fachkollegium hat ihm bestätigt, daß diese Karte ein Meisterwerk Haack-scher Prägung geworden ist. Der an strengste Genauigkeit der Linienführung gebundene Kartograph hat sich hier mit dem Künstler auf eine geniale Weise verbunden, indem er das seinem Geiste vorschwebende Alpengemälde durch Schatten und Farben bis zu einem Höchstgrad der Eindringlichkeit in das getreue Abbild der Wirklichkeit umgesetzt hat.

Die Alpenkarte ist nicht das erste Werk dieser Art, das Haacks Künstlerwerkstatt verlassen hat. Seit er das Erbe Richard Lüddeckes übernahm, hat er sich der Schulkartographie mit Leidenschaft verschrieben. Die kleinen Schulatlantien, die der Schüler zum Eigenstudium verwendet und die ihn meist lange über die Schulzeit hinaus beratend durchs Leben begleiten, wurden mit aller Sorgfalt weiterentwickelt, in der Darstellungsweise erneuert und ausgebaut. Mit den großen Schulwandkarten begann es dann 1907, als zunächst im Rahmen des auf sieben Abteilungen berechneten Großen Geographischen Wandatlas die Darstellungen der nach den Himmelsrichtungen gegliederten Erdhalbkugeln, aufgeteilt in je eine physikalische und eine politische, erschienen. Inzwischen sind zahlreiche Länderkarten hinzugekommen, aber diese gewaltige Aufgabe ist noch längst nicht bewältigt. Schon plant man außer der politischen und physikalischen Gruppe auch einen ergänzenden historischen Wandatlas. Wenn dieses riesige Gesamtwerk samt allen seinen Einzeldarstellungen einmal fertig sein wird, dürfte es rund 250 Titel umfassen. Es ist, Hermann Haack weiß

es schon heute, sein Lebenswerk, das er mit dem Stabe seiner getreuen Mitarbeiter in liebevoller Kleinarbeit vollbringen wird und muß, soweit ihm dazu Kraft und Atem gegeben sein wird. Mit diesem Werk, von allen anderen seiner Obhut und Leitung anvertrauten Verlagsaufgaben abgesehen, soll und wird sich sein Name mit dem Namen Justus Perthes vereinigen, zum Dank dafür, daß sich von hier aus für ihn der Weg in ein planvolles Dasein erschlossen hat.

Wenn sie nur meine Schulwandkarten im Unterricht noch viel öfter und viel ausgiebiger verwenden könnten, denkt Hermann Haack, und damit meldet sich wieder die leidige Problematik des Alltags.

Aber der Gedanke daran wird jäh auf eine recht fröhliche Weise unterbrochen.

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt!“ schallt es hell und vernehmlich, als der Zug in den Knotenpunkt Großheringen einläuft. Auf dem Bahnsteig steht eine Schulklasse und wartet wohl auf den Gegenzug. Die Jungen, zehn- bis elfjährige, tragen bunte Schülmützen, Rucksäcke, Feldflaschen. Einige haben grüne Botanisiertrommeln umgehängt. Aus allen Augen strahlt die unbeschwerte Freude über den wundervollen Schulausflug und die Gelegenheit, einmal offiziell die Schulbank schwänzen und sich nach Herzenslust austoben zu können. So etwas kommt vielleicht ein- bis zweimal im Jahre vor. Mehr läßt der Lehrplan nicht zu. Der Professor zieht das Abteillfenster herunter und fragt: „Wo kommt ihr her?“

„Von der Rudelsburg! — — — Von Saaleck!“ tönt es durcheinander. „Auf dem ‚Himmelsreich‘ sind wir auch gewesen und durch die ‚Hölle‘ heruntergeklettert! — — — Und Motorboot sind wir gefahren auf der Saale, das war fein!“

„Und solche Würstchen hat es im Burghof gegeben! Richtige Rostbratwürste, auf dem Rost gebraten! Die schmeckten aber!“ ruft ein kleiner Dicker noch eilig herauf, als der Eilzug sich schon wieder in Bewegung gesetzt hat. Dabei zeigt er anschau-



lich mit beiden Händen das angebliche Maß der berühmten Thüringer Leibspeise an.

Lachend deutet Hermann Haack mit gleicher Zeichensprache an, daß er sich noch viel größere Rostbratwürste vorstellen könne, dann wendet er sich, das Fenster wieder hochziehend, zum Professor: „Und was mögen die Jungen sonst noch erlebt haben? Ob der Lehrer ihnen auch etwas von der Landschaft hat erzählen können, oder ob sie bloß von der alten Ritterherrlichkeit an der Saale hellem Strande geschwärmt haben?“

„Nun, der junge Kollege, der seine Klasse recht ordentlich im Schuß hatte“, bemerkt der Professor, „machte eigentlich einen durchaus sympathischen und frischen Eindruck.“

„Zugegeben“, erwidert Haack. „Hoffen wir also, daß es einer der leider noch allzuwenigen gewesen ist, die es verstehen,

einen solchen Ausflug zu nützen. Aber wer kann das eben schon. Geographie-Unterricht! Dazu braucht man doch weiter keine großen Fachkenntnisse. Das kann doch einer im Kollegium so nebenher mit übernehmen. Es spottet einfach jeglicher Beschreibung, wenn noch im Jahre 1908 fast die Hälfte aller Lehrer, die an sächsischen Schulen Erdkunde-Unterricht erteilten, keine Lehrbefähigung für diesen Unterrichtszweig gehabt haben. Und heute schreiben wir 1911, und es hat sich hier und anderswo kaum etwas Nennenswertes gebessert. Nein, wir müssen heraus aus diesem Schlendrian, müssen unserem pädagogischen Nachwuchs ganz andere Anforderungen stellen, müssen ihm das Rüstzeug für eine zeitgemäße lebendige Unterrichtsgestaltung vermitteln, ihm auf wissenschaftlichen Exkursionen erst einmal selbst die Augen öffnen!“

Hermann Haack hat sich ereifert. Plötzlich schüttelt er über sich selbst den Kopf und gesteht: „Da rede ich von ‚unseren‘ Geographie-Lehrern und bin doch selbst keiner.“

„Bravissimo, Verehrter!“ ruft der Professor voller Vergnügen. „Kein Lehrer von Beruf, und doch hat dieser Organisator von Berufung für uns arme Geographie-Lehrer mehr getan, als wir alle bisher zusammen fertiggebracht haben! Oder wollen Sie etwa behaupten, daß Ihr ‚Geographischer Anzeiger‘ mit dem stolzen Untertitel ‚Blätter für den geographischen Unterricht‘ nichts ist, und etwa leugnen, daß er die Quelle ist, aus der wir alle schöpfen, und die Brücke, die uns in Stadt und Land und über alle Ländergrenzen hinweg, neuerdings sogar bis nach Österreich hinab, verbindet? Wie lange redigieren Sie eigentlich diese Zeitschrift schon?“

„Ach, Sie meinen die Zeitschrift mit der ‚dunklen Vergangenheit‘? Warten Sie mal, da muß ich selbst erst mal nachrechnen. Das ist im Juli 1889 gewesen, und ich war damals noch ein ganz junger Dachs bei Perthes, als wir damit anfangen, dem altbewährten Fachblatt der Geographen, ‚Petermanns Mitteilungen‘, einen ‚Anzeiger‘ als Anhängsel zu geben. Das hatte mit schulgeographischen Themen zunächst noch nicht viel zu tun.

Zwischen Anzeigen über Bücher, Karten, Maschinen, Schnellpressen und anderen für die Kartographie nützlichen Dingen standen ein paar Aufsätze. Ich durfte ‚literarisch‘ mitarbeiten und war sehr stolz darüber. Aber wie es so ging, ich steuerte immer bewußter meine Ansichten und Erfahrungen über Schulgeographie bei, und eines Tages, als die anderen bisher dort vertretenen Themen-Sparten neue Veröffentlichungsmöglichkeiten fanden, blieb ich mit meiner Schulgeographie allein übrig. Nun sollte ich die volle Verantwortung für die Zeitschrift tragen. Das war mir, dem pädagogischen Außenseiter, denn doch zu gewagt, und ich bat, mir einen Schulmann zur Seite zu stellen. Sie wissen, die Wahl fiel auf Heinrich Fischer, der seit Jahren im Schuldienst stand, und so haben wir denn beide bis auf den heutigen Tag unsere Arbeit für die Schulgeographie getan und werden es hoffentlich noch lange tun.“

„Wobei nur zu bemerken bliebe“, flicht der Professor ein, „daß Sie, die Mitarbeit Fischers in hohen Ehren, doch die Seele des Unternehmens sind.“

„Gut und schön, ich kann es nicht verhehlen, daß der ‚Geographische Anzeiger‘ nun seit sieben Jahren eins meiner Lieblings- und Schmerzenskinder ist, und ich gebe dieses Kind auch nicht wieder her. Am liebsten bis an mein Lebensende nicht. Aber eine Zeitschrift genügt nicht! Wir brauchen mehr, um der Schulgeographie den Platz zu sichern, den sie zu beanspruchen hat. Wir brauchen die Mithilfe aller. Wir brauchen eine ungleich festere Form, und ich habe da auch bereits meine Pläne. Doch ich möchte vorerst — — —“

„Aber ich bitte Sie“, wirft der Professor ein, „man muß warten können, bis das Küken an der Schale pickt und selbst ans Licht will. Übrigens, schauen Sie hinaus. Wir haben uns regelrecht verschwätzt und sind durch Apolda hindurchgefahren, ohne es zu merken. Da taucht schon das klassische Nest Tiefurt auf. Ich bin gleich daheim.“

Der Professor nimmt Tasche, Regenschirm und Hut aus dem Gepäcknetz. In Weimar verläßt er nach kräftigem Händedruck

das Abteil. Mit dem Schlapphut nochmals zurückgrüßend, verschwindet er im Gedränge der Aussteigenden.

Hermann Haack ist des Alleinseins recht froh. Er entnimmt seiner Kartentasche, die ihn auf allen Fahrten begleitet, Notizblock und Stift und beginnt zu schreiben. Ab und zu blickt er auf und in die Landschaft, aber sein Blick scheint die vorübergleitenden Bilder nicht zu fassen. So vertieft ist er in seine Arbeit, daß ihn der Bahnhofslärm in Erfurt und das Zusteigen neuer Fahrtgenossen kaum stören. Erst als bei Neudietendorf die Drei Gleichen, auf ihren Bergsockeln vor dem Kamm des Thüringer Waldes thronend, auftauchen und der Zug kurz darauf am Fuße des Großen Seebergs entlanggleitet, steckt er den Notizblock weg. Das Reiseziel ist erreicht.

Auf dem Bahnhof Gotha erwarten die Kinder den Vater. Fröhlich plaudernd geht es nach dem Häuschen in der Emminghausstraße, wo die Familie Haack sich ihr Heim eingerichtet hat. Unten links, gleich wenn man hereinkommt, ist Vaters Reich, die Studierstube und die Bibliothek, in der sich von Jahr zu Jahr auf hohen, bis unter die Zimmerdecke reichenden Regalen die Bücherschätze so häufen, daß Frau Johanna Elisabeth, geborene König, bei aller hausfraulichen Fürsorge und Liebe nicht mehr weiß, wie sie mit dem Abstauben nachkommen soll. Beglückt, wieder daheim zu sein, setzt sich Hermann Haack in der Veranda unter die Seinen an den Kaffeetisch. Aber Frau Johanna Elisabeth spürt ihm bald ab, daß er heute nicht ganz so heiter und aufgeschlossen ist wie sonst. Irgend etwas scheint ihm im Kopfe herumzugehen. Sie fragt nicht. In einer nun schon bald ein Dutzend Jahre zählenden Ehe hat sie es erfahren, daß schweigendes Verstehen ab und an mehr helfen kann, als es viele Worte und Fragen vermöchten.

Am nächsten Tage sitzt der Doktor wieder, wie üblich, mit dem Glockenschlage in seinem Arbeitsraum bei Perthes und hört sich geduldig an, was seine wissenschaftlichen und technischen Mitarbeiter an Fragen auf dem Herzen haben. Knapp und sach-

lich gibt er seine Anregungen und Weisungen. Dann aber macht er sich über seine Aufzeichnungen vom Vortage her. Er prüft, er feilt, er streicht und ergänzt. Schließlich beginnt er mit der Reinschrift. Mit energischen, klaren Schriftzügen setzt er als Überschrift über den Artikel: „Der Verband deutscher Schulgeographen eine Notwendigkeit der Zeit“, als Untertitel darunter: „Ein Aufruf von Dr. Hermann Haack“. Und nun zeigt er in ebenso klaren wie eindringlichen Formulierungen auf, worum es ihm und allen an der Hebung der Erdkunde als Schulfach ernstlich Interessierten geht und gehen muß, welche Wege beschritten werden müssen und daß der feste, verbandsmäßige Zusammenschluß der Geographie-Lehrer aller bestehenden Schularten, vom Gymnasium angefangen bis hinunter zu den Volksschulen, ein unabweisliches Gebot der Stunde sei. Dazu ruft er auf, und er verzichtet vorerst ausdrücklich darauf, diese Verbandsgründung mit unnötigen Paragraphen und Satzungsentwürfen zu belasten. „Der Erfolg soll uns zum Maßstab des Vertrauens werden“, schließt er einfach und sachlich und setzt darunter das Wort: „Treue um Treue!“

Der Aufruf soll, so wird es mit Bernhard Perthes II und dem Mitherausgeber, Professor Heinrich Fischer, abgesprochen, in der nächsten Folge des „Geographischen Anzeigers“ erscheinen. Man wird Beitrittskarten beilegen und den Widerhall abwarten. Mit Beginn des Jahres 1912, dessen ist man sicher, wird die Schulgeographie ihre Interessenvertretung in Deutschland besitzen.

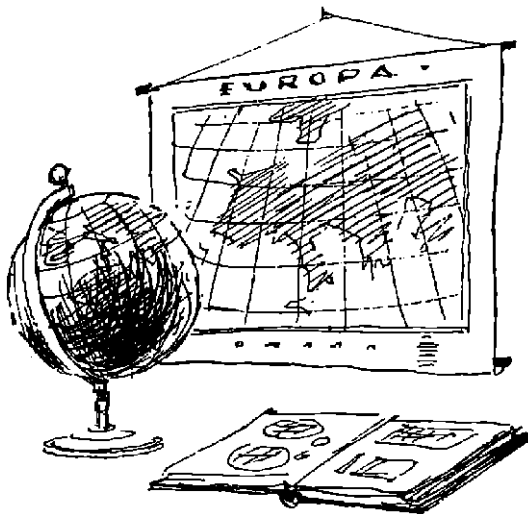
Bald kommen die Anmeldungen zum neuen Verband, zahlreich und immer zahlreicher, in fast allen Fällen mit begeisterten Zustimmungserklärungen versehen.

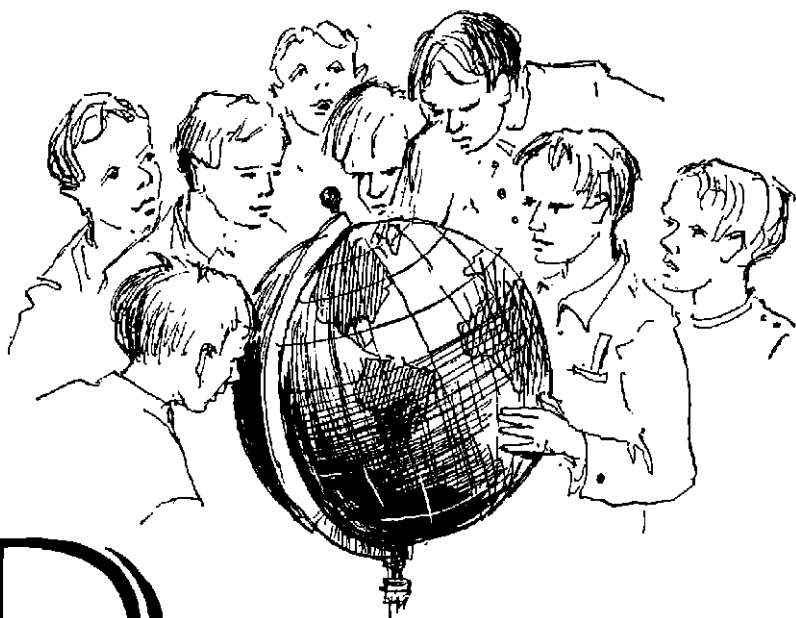
Jahre später ist der Verband bereits in örtliche Sektionen und Gruppen gegliedert, er hat sich in den von Krieg und politischen Wirren belasteten folgenden Jahrzehnten bewährt. Er hat ohne Verbands-Bürokratismus gearbeitet, und sein Gründer ließ sich nicht einmal die Würde eines ersten Vorsitzenden antragen. Er begnügte sich mit dem Posten eines Geschäftsführers. Aber

er arbeitete mit nie versiegender Unermüdlichkeit für sein Werk.

Wenn bis in unsere Tage hinein die Schulgeographie ihrem Wert und ihrer Wichtigkeit gemäß Förderung und Ansehen genießt, wenn es heute eine Selbstverständlichkeit ist, daß junge Menschen ihre Heimat nicht nur lieben, sondern ergründen lernen, wenn ihr Blick für die Weite der Welt erschlossen wird, dann hat der Außenseiter Hermann Haack, seines Zeichens Kartograph, dafür zu seinem Teile Bresche geschlagen. Mit den von seiner Hand gestalteten Schulatlanten, Schulwandkarten, Schulgloben und dadurch, daß er diejenigen zusammenführte, die Erdkunde lehren.

Ein Lebenswerk und eine wissenschaftlich-pädagogisch-kartographische Arbeitsleistung von kaum übersehbaren Ausmaßen. Letztlich aber nur ein Teilgeschäft im Gesamtwerk des Kartographen, das damit allein noch nicht gekennzeichnet und erfüllt ist.





D

ie Lehrlinge des Kartographischen Instituts sind heute obenauf. Der Grund dafür ist leicht einzusehen. Zunächst einmal ist Sonnabend, und das bedeutet Wochenende, 36 freie Stunden, Ausschlafen am Sonntag-Morgen, Wandern, Sport, das Tanzbein schwingen, Mondscheinbummel mit der Angebeteten und auf keinen Fall Hocken hinter dem Zeichentisch. Die Kartographie in Ehren, aber der Mensch braucht schließlich auch Abwechslung, wenn er sechs lange Wochentage nichts als Gradnetze entworfen, Flußläufe gepinselt und Schriftzeichen geübt hat. Dazu die Theorie: Projektionslehre, genaue Kenntnis der verschiedenen Reproduktionsverfahren beim Kar-

tendruck, Geographie, Mathematik. Wer bei Perthes drei Jahre Lehrzeit durchhalten und das Abschlußzeugnis mit guten Noten in der Tasche haben will, der muß sich feste auf die Hosen setzen. Hier wird keinem etwas geschenkt und schon bei der Lehrlingsauswahl ein hoher Maßstab angelegt. Die Kartographie braucht Nachwuchs, viel Nachwuchs, aber keine Mitläufer, die da meinen, man könne hier unterkriechen und eine ruhige Kugel schieben.

Einen aus dem ersten Lehrjahr hatte es erst neulich wieder gehascht. Er war sonst ein ganz patenter Kerl gewesen, der Egon. Es war auch noch alles leidlich gegangen, solange man sich das für eine Kartenzeichnung notwendige Gradnetz einfach von einer Vorlage abpausen und auf das Zeichenbrett übernehmen durfte. Aber dann, als nun so ein Gradnetz anweisungsgemäß aus eigener Berechnung angelegt werden sollte, war es ausgewesen. Egon hatte sich schwer damit herumgeplagt, aber herausgekommen war dabei, trotz aller Hilfe und Anleitung, immer wieder nur ein verschobenes Gebilde, bei dem weder Winkel noch Maße, noch Abstand stimmten. Und ein genaues Gradnetz ist nun einmal das A und O aller kartographischen Zeichenkünste! Haut das dünnmaschige Gerippe, das der Laie beim Kartenstudium oft gar nicht recht bemerkt, nicht peinlich sauber hin, braucht man mit der eigentlichen Zeichnung gar nicht erst zu beginnen. Wenn der Baumeister bei einem Neubau nicht genau nach Plan arbeitet, sitzt schließlich kein Stein maßgerecht auf dem anderen. Das Häuschen wird windschief und kracht in sich zusammen. Wenn der Weltbaumeister auf dem Papier das Stückchen Welt-Abbild nicht in das normgerechte Gitterwerk einzuspannen vermag, wird ein Zerrbild daraus. Das ist logisch. Egon jedenfalls hatte kein Talent zur Weltbaumeisterei gehabt. Er konnte weder in großen noch in kleinen Maßstäben denken, und wenn es an das Generalisieren ging, d. h. an die kluge Auswahl der Einzelheiten, die bei verkleinertem Kartenbild noch als darstellungswichtig anzusprechen sind, dann sah er eben den Wald vor lauter Bäumen nicht.

Kurzum, Egon war eines Tages still und ohne Aufheben fortgeblieben. Der Professor mochte es ihm wohl in seiner freundlichen, aber bestimmten Art nahegelegt haben, mit der Kartographie nicht länger seine Zeit zu vergeuden.

Um so glücklicher sind heute die anderen, vor allem die Lehrlinge des zweiten Lehrjahres. Kurz vor der Pause hat der Professor sich zu den Arbeitsergebnissen der letzten Wochen geäußert. Durchaus günstig! Er hat auch angedeutet, daß er die Fortgeschrittenen nun mit Aufgaben betrauen werde, die sich aus der Praxis der Institutsarbeit laufend ergeben. Fabelhaft ist das! Endlich einmal etwas schaffen dürfen, was Sinn und Zweck hat, was nicht als bloßer Versuch im Papierkorb oder bestenfalls in der Sammelmappe der Schulleistungen endet! Wirklich beteiligt sein an der Gestaltung der großen Atlantenwerke, und sei es auch nur als Handlanger, ohne Namen, ohne Ruhm, aber eben mit dabei. Voraussichtlich wird das ja ein ganzes Kartographen-Leben lang nicht viel anders sein, denn in die Geschichte der Kartographie gehen nur die ganz Großen wie Stieler, Berghaus, Petermann und ein paar andere ein, nicht zu vergessen natürlich der Professor, aber was wären sie, bei aller Größe ihrer wegweisenden Leistungen ohne die vielen helfenden, den Stift, die Feder und den Stichel führenden Hände der Mitarbeiter am Werk? Und wenn es einem dann doch einmal gelänge, das schlechthin Unvorstellbare, der Traum? Wenn man beispielsweise eine neue Methode fände, um das Kartenbild noch plastischer, noch klarer, in seinem Farbenspiel noch eindringlicher zu gestalten?!

Der siebzehnjährige Fritz, der mit den Kameraden schwatzend um den großen Globus im Unterrichtsraum herumsteht, gibt der um ihre Achse drehbaren, vorschriftsmäßig auf $66\frac{1}{2}$ Grad geneigten Erdkugel plötzlich aus lauter Wonne einen solchen Klaps, daß der gehorsame Ball wild zu rotieren anfängt und die bunten Farbflächen zu einem unentwirrbaren Chaos verschmelzen. Die blonde Haarmähne zurückwerfend, ruft er triumphierend: „Und sie bewegt sich doch!“

„Natürlich bewegt sich das Dings, wenn du wie irre draufknallst!“ fällt Werner spöttisch ins Wort. „Mensch, ein Globus ist doch schließlich kein Fußball, und Kindsköpfen sollte man es überhaupt verbieten, mit so ernstern Sachen Unfug zu treiben. Übrigens weißt du ja wohl, daß der alte Galilei den von dir gütigst zitierten Ausspruch in Wirklichkeit gar nicht getan hat!“

„Weiß ich, weiß ich!“ bestätigt Fritz. „Aber er könnte! Das ist die Hauptsache. Stellt euch doch nur mal den alten 68jährigen Herrn vor, wie er 1633 im Kerker der päpstlichen Inquisition in Rom hockt, wie er von Verhör zu Verhör geschleppt wird und schließlich die Lehre des Kopernikus von der Bewegung der Erdkugel um die Sonne abschwören muß. Wider die innerste Überzeugung und nur weil die Gewalt der kirchlichen Reaktion ihn sonst erbarmungslos vernichtet hätte. Daß es da in ihm gegrollt hat und er am liebsten herausgeschrien hätte, was er nicht sagen durfte, ist doch mehr als verständlich.“

„Immerhin, an der Kugelform des Erdplaneten vermochte auch damals schon längst kein engstirniger Eiferer zu zweifeln. Das Ammenmärchen, nach dem die Erde eine runde oder viereckige Scheibe sei mit Palästina und Jerusalem als ‚Erdmittelpunkt‘, war ausgeträumt“, schaltet sich jetzt der bedachtsame Günther ins Gespräch ein. „Noch im Mittelalter hat mancher an solchen Blödsinn, den die Kirche fleißig nährte, geglaubt wie an das Evangelium. Dabei hatten doch die alten Griechen schon eine ganz brauchbare Vorstellung von der kugelförmig gewölbten Erdoberfläche gehabt, und bereits 150 Jahre vor der Zeitwende stellte man in Pergamon einen regelrechten Globus auf.“

„Klarer Fall!“ verkündet Fritz. „Die Wahrheit setzt sich eben immer wieder durch, und wenn sie die Dunkelmänner mit List und Tücke auch jahrhundertlang zu unterdrücken versuchen. Als der Martin Behaim um 1492 seinen ‚Nürnberger Erdapfel‘ konstruierte und bunt bemalte, konnte er schon über 1000 Ortsnamen darauf verzeichnen, und dabei begann erst das Zeitalter der großen Erdentdeckungsfahrten. Und dann folgte Globus

auf Globus, einer immer größer und vollständiger und prächtiger als der andere. Vom Gold angefangen, gab es bald kein Metall mehr, auf dessen kunstvoll geglättete Rundform man nicht die Kenntnis von Erde und Weltall eingegraben hat. Die fürstlichen und sonstigen hochmögenden Herren ließen sich ihre Bildung eben was kosten, und selbstredend mußte dann Ludwig XIV. von Frankreich, der Sonnenkönig, den allergrößten Globus haben. 15 Fuß im Durchmesser maß die Riesenkugel, die er 1704 in seinem Schlosse Marly aufstellen ließ.“

„Donnerwetter, 15 Fuß!“ Günther beginnt sofort umzurechnen und stellt fest: „Ein Fuß, rund gerechnet, gleich 30 cm, mal 15 gibt 4,50 m. Ein ganz ordentlicher Brocken!“

„Aber sich daran ergötzen, das durften nur die bei Hofe zugelassenen Damen und Herren. Die anderen — — —“

„— — — warteten ergebenst die Zeit ab, bis dann im späten 19. Jahrhundert die Globen als Unterrichtsmittel und für den bürgerlichen Hausgebrauch serienweise und in allen Größen hergestellt wurden. War eben bloß eine vertrackte Sache, das von den Atlanten her bekannte, gedruckte Kartenbild des Weltalls so auf das wesentlich preiswertere Holz- oder Pappgerippe aufzubringen, daß keine Verzerrungen entstanden und die langen, von Pol zu Pol verlaufenden Zweiecks-Streifen genau aneinanderpaßten. Da haben sie, glaube ich, auch wohl bei Perthes erst lange daran herumgedoktert, bis — — —“

„Und ob wir daran herumgedoktert haben!“ ertönt plötzlich eine Stimme aus dem Hintergrund. Unbemerkt ist der Professor eingetreten und hat schon eine ganze Weile den lichtvollen Ausführungen seiner Lehrlinge mit stillem Behagen zugehört. „Ich kann Ihnen sagen, als ich 1914, kurz vor Kriegsausbruch, unsere drei Globen-Typen, jeden in einer physikalischen und politischen Ausgabe, unter Dach und Fach hatte, war ich wirklich froh. Jetzt hatten wir endlich wissenschaftlich einwandfreie, kartographisch genaue und maßstabgerechte Globen zu bieten, die der Tradition unseres Instituts würdig waren. Maßstabgerechte Probekugeln mußten hergestellt, die

Verzierungsstücke des Papiers sorgfältig untersucht werden, ehe mit der eigentlichen kartographischen Arbeit begonnen werden konnte. Man sagt ja gemeinhin, das Papier sei geduldig. Gewiß, wenn man darauf zeichnet, nimmt es jeden Strich und jeden Buchstaben geduldig an, auch die falschen und ungenauen, nebenbei bemerkt, das wissen Sie ja aus eigener Erfahrung. Aber wenn es dann von der Klebmasse durchfeuchtet wird, beginnt die Papierfaser bekanntlich zu ‚arbeiten‘, und wenn es sich auch nur um Millimeter handelt, der Ausdehnungsvorgang und der Lauf der Faser dürfen bei den Berechnungen nicht außer acht gelassen werden.“

Sanft und wie unabsichtlich gleitet die Hand des Professors über die „Haut“ des Globus hin. „Ja, auch darin steckt ein Stück Lebensarbeit“, bemerkt er versonnen, „aber davon wollte ich eigentlich heute mit Ihnen nicht sprechen. Ich möchte noch ein paar Worte zum ‚Stieler‘ sagen, ehe wir unser Wochenpensum abschließen. Einige von Ihnen werden, wie ich bereits angekündigt habe, bei der Erledigung unserer laufenden kartographischen Aufgaben beweisen können, was sie gelernt haben. Dabei wird auch die Weiterarbeit am ‚Stieler‘ eine gewisse Rolle spielen. Wir haben zwar soeben erst der Welt das monumentale Haupt-Atlanten-Werk unseres Verlagshauses in neuer 10. Auflage vorlegen können, und das Jahr 1925 wird ob dieser Hundertjahr-Ausgabe des ‚Stieler‘ in der Geschichte von Justus Perthes, Gotha, einen besonderen Rang beanspruchen dürfen, aber Stillstand ist Rückschritt, und mit jedem neuen Tag entfernen wir uns nun schon wieder unabwendbar von der Gültigkeit unserer kartographischen Aussage, weil ‚alles fließt‘, wie der alte Heraklit schon vor Zeiten festgestellt hat.“

Auf einen Wink des Professors haben sich die Lehrlinge an ihre Plätze verfügt. Sie sind ganz Ohr. Nur selten spricht Hermann Haack von sich und seiner eigenen Arbeit, und vom „Stieler“, an dessen Hundertjahr-Ausgabe er über anderthalb Jahrzehnt seines Schaffens verwendet hat, schon gar nicht, denn für ihn ist das alles selbstverständlich und bedarf in bezug auf die

eigene Leistung keines besonderen Aufhebens. Aber die Tat selbst, diese sich nun über 100 Jahre erstreckende wissenschaftliche Auseinandersetzung um die besten Methoden, die Welt auf dem Papier sichtbar zu machen, sie ist es wert, darüber zum Nachwuchs zu sprechen, und deshalb fährt der Professor fort:

„Als der Legationsrat Adolf Stieler im Januar 1815 Justus Perthes den Vorschlag machte, einen ‚Handatlas über alle Theile der Erde‘ herauszubringen und man sich auf einen Umfang von 50 Blatt einigte, war das zu jenem Zeitpunkt ein gewaltiges Unternehmen, für das man sieben Jahre Arbeitszeit benötigte. Aber schon Stieler selbst erkannte, daß das nur Stückwerk sein konnte, und ergänzte seinen Plan um weitere 25 Blatt, für deren Bearbeitung man weitere neun Jahre brauchte. Die Nachfolger haben dann den ‚Stieler‘ in den acht späteren Neuauflagen wiederum um 25 Blatt erweitert und das Ihrige an neuen Erkenntnissen und verbesserter Methodik hinzugefügt, einfach, weil man nicht stehenbleiben konnte und durfte, weil man immer tiefer eindrang in die Struktur und das Wesen unseres politisch und, nicht zuletzt infolge der Technik, auch physikalisch zu Veränderungen geneigten Planeten. Und heute? Unsere Hundertjahr-Ausgabe umfaßt bekanntlich 108 Blatt, und auf ihnen sind, erstmalig nach Ländern und geographischen Einheiten geordnet, 254 Haupt- und Nebenkarten vereinigt. Das beigegebene Namensverzeichnis enthält allein rund 320 000 Angaben. Als ich 1909, nur vier Jahre nach dem Erscheinen der von meinem verstorbenen Lehrer und Kollegen Habenicht besorgten 9. Lieferungsauflage, den Auftrag zur Vorbereitung unserer zehnten erhielt, war noch nicht abzusehen, welche Schwierigkeiten der Krieg mit all seinen Folgeerscheinungen vor uns aufstürmen würde. Aber wir haben es geschafft. In 16 harten Jahren!“

1909! 16 Jahre! Blitzschnell fährt es dem gespannt lauschenden Günther durch den Kopf: Da habe ich gerade in den ersten Windeln gelegen, und da hat dieser Mann schon — — —! Aber

zum weiteren Überlegen bleibt keine Zeit, denn die Stimme des Professors fragt:

„Und warum sage ich Ihnen das alles heute? Weil Sie erkennen sollen und müssen, zu welchem Werk Sie, und begreiflicherweise nur die wirklich Befähigten unter Ihnen, einmal berufen sein können. Der ‚Stieler‘ und jedes andere unserer großen Verlagsvorhaben fordern von jeder neuen Kartographen-Generation den ganzen Einsatz des Könnens und Wissens und immer wieder neue Lösungen. Auf meinem Schreibtisch und in meinen Zettelkästen summen sich schon wieder die Hinweise, Mitteilungen und Angaben, die einmal einer neuen Stieler-Ausgabe das ihr gemäße Gesicht geben sollen. Mein Material wird eines Tages von anderen ausgewertet werden, die nach mir an die Reihe kommen. Vielleicht, und das hoffe ich zuversichtlich, sind einige von Ihnen darunter, die mit mir zusammen noch eine Strecke Weges gehen und dann das Weitere besorgen. Aber seien Sie sich darüber klar, es ist kein einfacher Weg. Ein Stielerblatt sorgfältig zu zeichnen, kostet durchschnittlich 15 Arbeitsmonate. Wollte einer von Ihnen heute, allein auf sich gestellt, mit der Neuzeichnung der 108 Blatt beginnen, so könnte er sein aberwitziges Vorhaben getrost gleich wieder aufstecken, denn wem von uns sind, genau gerechnet, die dafür nötigen 136% Arbeitsjahre gegeben? Und noch weniger braucht sich der Kupferstecher solchen phantastischen Illusionen hinzugeben. Zum Stich einer Platte benötigt er rund zwei Jahre, und da bekanntlich für jedes einzelne Kartenblatt vier Grundplatten, das Verkehrsnetz, das Flußnetz, die Schrift und die Bergplatte, hergestellt werden, können Sie sich das Ergebnis selbst ausrechnen. Dabei kann man die Arbeitsvorgänge beim ‚Stieler‘ jedenfalls nicht willkürlich abkürzen. Mit Hilfe der Technik vermag man wohl die Vervielfältigung beim Druckverfahren zu beschleunigen, und das werden wir gewiß in zunehmendem Maße erreichen. Die Hand des Zeichners und Kupferstechers aber vollzieht, vom Verstand geleitet, bei jedem Strich und jedem Buchstaben einen schöpferischen Vorgang,

und daran läßt sich nichts abhandeln, auch bei aller Routine nicht. An unserer Hundertjahr-Ausgabe waren im Durchschnitt ständig 6 Zeichner beschäftigt. Das ergibt bei jährlich 300 Achtstunden-Arbeitstagen in 16 Jahren eine Gesamtleistung von 230 400 Stunden, und was die durchschnittlich 10 Kupferstecher aus diesen Vorlagen auf die Platten zu übertragen hatten, das kostete sie insgesamt 384 000 Arbeitsstunden.

Wenn Sie künftig an der Summe solcher Arbeitsstunden teilhaben können, wenn es Ihnen eines Tages beschieden sein wird, selbständig die erste Zeichnung solcher Art oder die erste von Ihrer Hand gestochene Kupferplatte zu vollenden, dann, aber auch nur dann, dürfen Sie sich selbst vor aller Welt als zu unserer Gilde gehörig freisprechen. Noch eins schließlich: Auf dem Titelblatt der Hundertjahr-Ausgabe steht mein Name als der des leitenden Bearbeiters, und ich bin stolz darauf. Ich glaube auch, ich darf es sein. Aber neben meinem Namen und neben dem Namen der großen Bearbeiter früherer Ausgaben, angefangen selbstverständlich bei Stieler über Friedrich von Stülpnagel, den unvergeßlichen August Petermann bis hin zu Carl Vogel, Hermann Berghaus und Habenicht, stehen Hunderte von anderen Namen, unsichtbar und dem Kundigen doch sichtbar, weil sie ihre Handschrift auf den Stieler-Blättern hinterließen. Graben auch Sie, meine jungen Freunde, Ihre Handschrift in die seit Anbeginn geprägte, der steten Wandlung offene Form dieses außerordentlichen Denkmals ein!“

Schweigen liegt über dem Raum. Nur selten verläßt der Professor im Unterricht so die Bezirke des Sachlich-Nützlichen. Er ist ein Tatsachen-Mensch, und sein an den Arbeitsplatz gebundenes Dasein hat ihn gelehrt, daß das nüchterne wissenschaftlich erhärtete Argument wichtiger ist als manches tönende, impulsive Wort. Aber er ist auch Pädagoge, obschon er den Professortitel nicht als Amtsbezeichnung auf dem Katheder erworben hat, sondern — die Urkunde nennt das Datum des 22. Mai 1920 — als ehrende Auszeichnung, mit der vor Jahr und Tag sein kartographisches Lebenswerk gewürdigt worden

ist. Lehren ist ihm Herzensbedürfnis, und er spürt es intuitiv, wann er in den seltenen Augenblicken über die Wissensvermittlung hinaus an Herzen rühren darf.

Er ist sogar ein so kluger Pädagoge, daß er jetzt den magischen Zwang seiner Worte von selbst wieder löst, indem er leichtthin sagt: „So, und nun Schluß für heute! Ich kann ja unmöglich erwarten, daß Sie mir bei dem Sommerwetter noch länger zuhören wollen. Also ab und hinaus mit Ihnen! Vergessen Sie den ‚Stieler‘ ruhig über den Sonntag. Die Welt läßt sich auch anderweit als nur auf dem Papier erobern!“

Befreit und voll Fröhlichkeit springen die Lehrlinge auf. Frohe Abschiedsgrüße schwirren hin und her. Rasch leert sich der Raum.

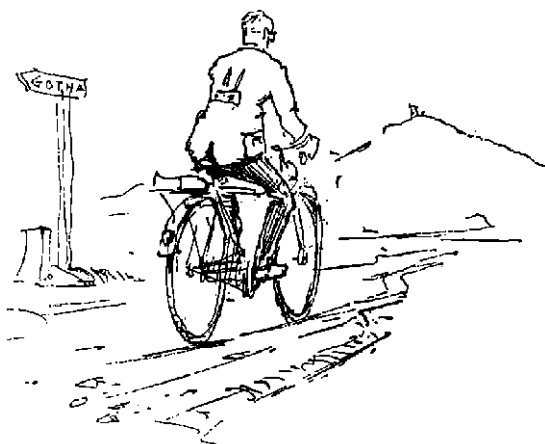
Auch Hermann Haack rüstet sich zum Heimgehen. Als er aber schon dem Instituts-Ausgang zustrebt, fällt ihm plötzlich etwas ein. Auf seinem Schreibtisch liegen noch zwei Korrespondenten-Berichte und ein Aufsatz über die „Periodizität der Erdbeben“. Damit könnte man sich eigentlich über den Sonntag draußen im kleinen Georgenthaler Sommerhäuschen befassen. So mal zwischendurch, zwischen den Gartenarbeiten, die auch dort auf den Hausherrn warten. Hermann Haack kehrt also nochmals um, und besagtes Material wird in der Aktentasche verstaut.

Morgen früh jedoch, das hat er sich fest vorgenommen, wird er das Fahrrad aus dem Schuppen holen. Schließlich ist man mit 52 Jahren noch nicht so eingerostet, daß man nicht in die Pedale treten könnte!

In früheren Jahren verging kaum ein Sonntag, an dem nicht der Vater und seine beiden Söhne auf Rädern losgefahren wären und ihre 90 bis 100 km abgestrampelt hätten. Die Ziele bot meistens der Thüringer Wald zwischen Oberhof und Eisenach. An den Abenden wurde fleißig musiziert, der Vater am Klavier. Diese Zeiten sind vorbei. Die Jungens gehen beruflich ihre eigenen Wege, und die Tochter, schmerzliche Erinnerungen

an die ohnehin die Nerven belastenden Kriegsjahre, ging allzufrüh heim.

Aber morgen, wie gesagt, geht es hinaus. Am besten mal wieder auf den Inselfberg. Je höher hinauf, um so schöner die Talfahrt, und außerdem muß man sich die Welt von Zeit zu Zeit von oben betrachten. Um so tiefer ist der Einblick in das Gelände, denn ein echter Kartograph sieht nun einmal nicht nur Berge und Täler und Wald und Felder, er sieht Gelände, er sieht Höhenlinien und Formationen.





E

in Sommermorgen! Die Sonne steht schon im Südosten über dem Seeberg. Die Luft flimmert, und es wird einen heißen Tag geben. Vielleicht kommt ein Gewitter auf, aber man wird trotzdem guttun, den Beeten draußen im kleinen Hausgarten noch rasch einen Guß aus der Gießkanne zu gönnen, ehe die sengenden Strahlen zu unerbittlich herabbrennen. Die Blumen sollen nicht darben, wenn auch die Menschen leiden müssen.

Hermann Haack gibt sich einen Ruck und geht durch die Veranda in den Garten hinaus. Er ist müde, ganz gegen seine Art, und in den Gliedern liegt ihm eine bleierne Schwere. Sind es nur die 72 Jahre, die auf ihm lasten? Eigentlich müßte er sich jetzt aufmachen, 7 Uhr 30 genau nach Uhrzeit. Er müßte bedächtigen Schrittes, aber das gewohnte Ziel vor Augen und unterwegs den Arbeitstag überdenkend, durch die Stadt wandern hinüber nach dem Institut. Er müßte Punkt 8 Uhr hinter

seinem Schreibtisch sitzen, um 8 Uhr 05 die Sichtung des Posteingangs beginnen, um 9 Uhr mit seinen Mitarbeitern kurz konferieren, sich ab 10 Uhr mit den Korrekturfahnen zum neuen Heft der „Mitteilungen“ befassen oder sich oben im Zeichensaal vom Fortgang der Arbeiten überzeugen. Er müßte! — Er sollte! —

Nichts muß er! Gar nichts muß er! Der Weg durch die Stadt wäre vergeblich, und unterwegs würde es ihm ins Herz schneiden, wenn er an den Brandruinen des Theaters vorüber müßte, diesem grauenvollen Denkmal sinnloser Zerstörung aus den letzten Kriegstagen, als alles schon vorbei und entschieden gewesen war und trotzdem eine Handvoll Besessener noch eine Kanonade mit den vor der Stadt stehenden Amerikanern heraufbeschworen hatte.

Und im Institut wird er nur tote Maschinensäle finden, leere Büros, verwaiste Arbeitsplätze, ein verschlossenes Archiv. Kaum, daß hie und da sich noch ein paar von den Alten darum mühen, wenigstens die unersetzlichen Werte vor dem völligen Verfall und der Verschleuderung in alle Winde zu bewahren. Aber es gibt keine Aufträge, keine Aufgaben mehr, keine Materialien, keine Ersatzteile. Das Gehäuse steht, das Leben jedoch und der Pulsschlag im Gehäuse fehlen. Es gibt keine „Mitteilungen“ mehr, keinen „Geographischen Anzeiger“, keine Stiel-Lieferungen, keine Wandkarten, keine Globen. Keinen Austausch, keine Verbindung zur Welt, mit der man in jahrzehntelanger mühevoller Arbeit über Grenzen, Kontinente und Meere hinweg die Fäden gegenseitigen Verstehens und Wissens um planetare Zusammengehörigkeit gesponnen hat, selbst dann noch, als die Politiker in „Großräumen“ dachten, die Rassenfanatiker das „Untermenschentum“ in die Gaskammern pferchten, die Generäle sich hinter Beton verschanzten und die Luftmarschälle die Atmosphäre in Planquadrate barbarischer Vernichtung aufteilten.

Nun, da dieser „Heroismus“ sein Ende mit Schrecken gefunden hat, ist Gotha zwar noch ein Name auf der Landkarte, aber der

Name steht außerhalb der Welt, isoliert, verfemt, bedeutungslos. Welcher Geograph wird künftig noch Interesse an einem Meinungsaustausch mit Perthes haben? Und das Schlimmste, es gibt kein Deutschland mehr! Sondern ein vierfach zerstückeltes Rumpfgebilde, den Siegermächten preisgegeben. Soll man etwa hingehen, sich an den Zeichentisch setzen und kreuz und quer auf den Deutschland-Karten rote Zonen-Grenzlinien ziehen? Unvorstellbar!

Der Professor hat die letzte Kanne Wasser mit weitausholenden Schwungbewegungen über die Rasenfläche in der Mitte des Gärtchens verteilt. Sorgsam stellt er die Kanne mit dem Boden nach oben an ihren Platz und geht dann zur Gartenbank, auf der er sich niederläßt.

Ist dieses Dasein überhaupt noch lebenswert? Nicht zum ersten Mal in diesen Wochen kommt ihm dieser Gedanke. Fünf Jahrzehnte Arbeit. Wie war es abgelaufen, dieses Leben voller Arbeit? Gleich den Gliedern einer Kette greift Faktum in Faktum und Datum in Datum, und an diesem Kettenstrang hatte man brav zu seinem Teile mitgezogen. Zunächst: Ein Kaiser, ein Reich und Deutschland voran! Deutschland, Deutschland über alles und Heil dir im Siegerkranz. Dann: Jeder Schuß ein Russ', jeder Stoß ein Franzos' und Wir fahren gegen Engeland! Marne-Schlacht, Flandern, Verdun, Kohlrübenwinter. November 18. Dann: Versailles. Kapp-Putsch. Rathenau, Liebknecht, Rosa Luxemburg ermordet. Republik auf Raten. Inflation, Scheinblüte, Wirtschaftskrise. Weiter: Tausendjähriges Reich. Und heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt! Volk ohne Raum! Volk ans Gewehr! Ausradieren, was sich widersetzt. Prag, Wien, Warschau! Moskau? Stalingrad!! Invasion! Kein Fußbreit deutschen Bodens den Feinden. Festung Breslau. Bombennächte über Dresden. Jeder Fußbreit Boden feindbesetzt. Berlin kaputt! Katastrophe — — —

Gewiß, Arbeit hatte es immer gegeben in den fünfzig Jahren. Für den Kartographen. Er war kaum nachgekommen mit den

Korrekturen auf den politischen, den Wirtschafts- und Verkehrskarten. Es hatte auch große Tage gegeben, wenn wieder ein weißer Fleck auf der Weltkarte getilgt werden konnte, im innersten Afrika oder in der Arktis. Da war ein Berggriese im Himalaja-Gebirge bezwungen worden, und der Kartograph hatte die Höhenangaben bis auf den Meter genau ins Kartenbild übernehmen dürfen. Dort hatten sie einen Fluß in ein neues Bett gezwungen und gestaut, und der Kartograph hatte auch von solcher, die Erdoberfläche verändernden Großtat gebührend Notiz genommen. Kostbare Stunden, wenn die großen Forschungsreisenden vom Range eines Sven Hedin in Gotha eingekehrt und von ihren Kämpfen und Erfolgen berichtet hatten. Wo jedoch, auf welcher Karte, war schließlich auch Buchenwald eingezeichnet worden, durchaus nicht aus der Welt gelegen, sondern anderthalb Wegstunden von Weimar und nur runde 50 km von Gotha entfernt? Und wie war es um Mauthausen, Sachsenhausen, Auschwitz und andere Namen in dieser Beziehung bestellt? Waren das nicht Fanale gewesen, nicht zu übersehen, nicht zu verkleinern und nicht hinwegzuleugnen? Hier klafft eine Lücke. Nicht nur im Kartenbild. Gewiß, man hatte sich stets bemüht, nach dem neuesten Stande der Wissenschaft zu verfahren, und man hatte sich zu nichts mißbrauchen lassen. Jede kartographische Aussage war nach bestem Wissen und Gewissen eingetragen worden. Kein Strich, keine Schraffe, kein Farbton auf den Karten und Globen, der nicht eingehender Nachprüfung hatte standhalten müssen. Die Welt auf dem Papier sah sauber aus, exakt und bunt.

Die Welt ringsum jedoch, Gotha, Thüringen, Deutschland, Europa von der Wolga bis zum Atlantik, von Norwegen bis zum Mittelmeer ist — ein Scherbenhaufen!

Was fängt man mit einem Scherbenhaufen an? Wie verloren wandert der Blick des Mannes auf der Gartenbank das Geviert seines kleinen Besitztums ab. Dahinten in der hintersten Ecke liegt auch ein Scherbenhaufen. Eigentlich ist es der Komposthaufen. Aber seit Wochen ist in der Stadt der Müll nicht mehr

abgefahren worden. Aus der Wohnung mußte der Unrat jedenfalls heraus. Also hatte man ihn dort hinten gestapelt. Da lag er nun, und über Kompost und Unrat wuchern, alles beherrschend und alles verkrustend, Quecken und Nessel. Wer da hineingreift, verbrennt sich die Hände. Lieber nicht! Aber irgendwo, tief unter Unkraut und Unrat verborgen, steckt der Humus. Ihn müßte man freilegen mit Hacke und Spaten und dann durchsieben. Die ausgelaugte Gartenkrume braucht frischen Humus, wenn künftig etwas wachsen und gedeihen soll. Überall im Lande wird dringend frischer Humus vonnöten sein. Jetzt an die Zukunft denken? An Wachstum und Ernte? Jetzt, da man nicht weiß, was der nächste Tag bringen wird? Törichtes Unterfangen. Vor drei Tagen sind die Sowjettruppen in Gotha eingerückt. Nach einem undurchsichtigen, aber wohl schon seit langem von den Diplomaten abgesprochenen Plan haben sie die plötzlich nächtlicherweile abziehenden Amerikaner abgelöst. Thüringen ist sowjetischer Machtbereich geworden. Die neue Zonengrenze soll hinter Eisenach an der Werra verlaufen. Gemunkelt hatten die Leute davon schon seit einiger Zeit, und diejenigen, die ihr Heil auf die Amerikaner gesetzt oder allen Grund hatten, den neuen Herren lieber aus dem Wege zu gehen, waren noch in letzter Stunde mit Sack und Pack von der Bildfläche verschwunden.

Hermann Haack ist geblieben. Er hat sich nichts vorzuwerfen, und er gehört nach Gotha. In guten und in bösen Tagen. Was kommen wird, weiß freilich niemand. Die Russen! Sie sind unberechenbar, sagt man. Sie sind fremd, sie sind anders. Sie denken anders, sie handeln anders, und sie — hassen! Selbstverständlich müssen sie alles Deutsche hassen. Sie haben ja mehr als genug Grund dazu. Die tollsten Gerüchte schwirren umher. Wie ein Alpdruck lagert es über der Stadt. Wer nicht unbedingt muß, verläßt sein Haus nicht. Man muß abwarten.

Der Professor braucht nicht lange abzuwarten. Am Vormittag, als er in seiner Studierstube sitzt, klopft es derb an die Haustür. Zitternd tritt Frau Haack ins Zimmer. „Ich bitte dich, Her-

mann, mach nicht auf! Wir sind nicht da. Vielleicht geht er wieder!“

Erneutes Klopfen an der Haustür. Energisch, fordernd. Hermann Haack strafft sich. Es hat keinen Zweck, sich tot zu stellen. Was kommen muß, kommt ja doch, und die Situation verlangt Ruhe und Besonnenheit.

Er schiebt den Riegel an der Haustür zurück und öffnet. Draußen steht ein Soldat der Roten Armee. Ein Unteroffizier oder ein Feldwebel, dem Anschein nach.

„Professor Germann Gaack?“ fragt er, sich mit typischem gutturalen Kehllaut vergeblich um die Aussprache des dem Russen nicht geläufigen Anfangs-H in den beiden Namen mühend. Als der Professor zustimmend nickt, fährt er fort: „Kommandatura kommen! Ssitschas! Befehl Kommandant! Pashalsta!“

Hermann Haack versteht den Boten gut. Der Kommandant wünscht ihn zu sprechen. „Ssitschas“, das heißt „sogleich“ und duldet keinen Aufschub. Aber „Pashalsta“? Das heißt doch „Bitte“? — — —

Einer Bitte muß entsprochen werden. Der Professor beschwichtigt die verständliche Sorge seiner Frau und macht sich mit seinem Begleiter auf den Weg. Vorher jedoch geht er noch rasch an den Schreibtisch zurück, öffnet ein Seitenfach, zieht eine Mappe heraus und entnimmt ihr ein Dokument. Er faltet es zusammen und verstaut es in der Brusttasche. Besser ist besser! Unterwegs ist es an dem Feldwebel, zu staunen. Der deutsche Professor spricht russisch! Kaum zu glauben! Wie kann der Feldwebel auch wissen, daß der alte Richthofen einst seine Studenten dazu angehalten hat, sich unbedingt mit Fremdsprachen zu befassen. Damals, das ist 1895 gewesen, hat Hermann Haack fleißig Russisch gelernt, und später hat er immer wieder einmal seine Kenntnisse aufgefrischt. Das kommt ihm nun zugute. Das Gespräch fließt munter dahin. Warum aber eigentlich der Kommandant den Professor zu sich befohlen hat, vermag der Feldwebel nicht zu sagen. Er versichert nur: „Kommandant serr gutter Mensch. Serr genau, aber gutt!“

Im Vorzimmer des Kommandanten hat der Professor noch eine Weile Zeit, sich zu sammeln, soweit das ständige Auf und Ab des Dienstbetriebes dies zuläßt. Was wird es geben? Ist die korrekte Freundlichkeit, mit der ihn der Adjutant beim Eintritt begrüßt hat, nicht doch nur Fassade, hinter der sich unliebsame Überraschungen verbergen? Aus dem Nebenzimmer dringt lebhaftes Stimmengewirr. Eine klare, befehlsgewohnte Stimme dominiert offensichtlich.

Plötzlich tut sich die Tür des Kommandantenzimmers auf. Mit hochrotem Kopf kommt ein älterer Herr heraus. Als er den Professor erblickt, stürzt er auf ihn zu und ruft: „Herr Professor, ich bitte Sie — das ist ja einfach — — —!“ Aber ehe er sich noch weiter über den Grund seiner Erregtheit verbreiten kann, erscheint im Türrahmen ein Offizier, dem Rang nach ein Oberst, und fragt: „Professor Haack?“

Hermann Haack wendet sich dem Fragenden zu und deutet eine knappe Verbeugung an. Der Oberst fordert ihn mit einladender Gebärde zum Eintritt auf. Drinnen bittet er, Platz zu nehmen, und setzt sich selbst hinter seinen Schreibtisch. Ein paar Sekunden herrscht Schweigen. Dann beginnt der Kommandant, der ein klares, verständliches Deutsch spricht: „Herr Professor, ich habe Sie rufen lassen, weil ich Sie kennenlernen möchte, das heißt, ich habe Auftrag dazu, Auftrag von der Regierung der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken. Doch Sie werden mich nicht mißverstehen, wenn ich zunächst — ich kenne Sie nicht, und es ist meine Pflicht — — —“

Noch bevor der Oberst endet, hat der Professor bereits in seine Brusttasche gegriffen und das Schriftstück überreicht. Unmerklich muß er dabei lächeln. Es stimmt also, was man gemeinhin sagt. Das Wörtchen „Dokument ist?“ schließt auch hier Türen auf. Im geheimen freut er sich darüber. Gründlichkeit ist ihm stets sympathisch.

Der Oberst hat inzwischen das Dokument entfaltet und studiert es. Ab und zu wirft er einen vergleichenden Blick in ein vor ihm liegendes Aktenstück. Es stimmt: Der Inhaber dieses

Diploms, Professor Dr. Dr. Hermann Haack in Gotha, ist korrespondierendes Mitglied der Russischen Geographischen Gesellschaft zu Moskau. Ehedem stand noch zusätzlich das Wort „kaiserlich“ davor, denn die Gesellschaft ist schon 1845 gegründet worden, aber die Sowjetunion hat dann die alte wissenschaftliche Tradition fortgesetzt und Gelehrte aus aller Welt nach altem Brauch in die Reihen der Gesellschaft aufgenommen. Auch Hermann Haack gehört zu diesem Kreis. Das Datum seiner Aufnahme lautet auf den 19. Mai 1932. In dem Aktenvermerk des Kommandanten steht außerdem, daß der Gothaer Gelehrte alle Hochachtung verdiene, denn er habe seit Jahrzehnten im besten Einvernehmen mit seinen russischen Fachkollegen zusammen gearbeitet und sogar noch während des Krieges freimütig deren wissenschaftliche Erkenntnisse in die von ihm geleiteten Fachzeitschriften aufgenommen und vertreten. Es ist also alles in bester Ordnung.

Impulsiv steht der Oberst auf und reicht dem Professor die Hand. „Sie werden uns helfen! Sie sind unser Freund, nicht wahr?“ sagt er.

Hermann Haack ist für einen Augenblick überrascht. Freundschaft? Ist das Wort hier unter diesen Umständen wirklich am Platze? Und helfen? Heißt das etwa: drüben in der Sowjetunion — in Moskau — hinter der Wolga — oder noch weiter — — —? Es gibt genug Beispiele dafür, daß die deutsche Intelligenz in den letzten Monaten auf fremdem Boden eingesetzt worden ist. Auch von den Amerikanern und den anderen Siegerstaaten.

Gemessen antwortet er: „Ich fühle mich selbstverständlich meinen Kollegen in allen Ländern verbunden, jedem, der guten Willens und dem es ernst um unsere Wissenschaft zu tun ist. Wir Geographen kennen keine künstlichen Grenzen, wir haben eine gemeinsame Aufgabe. Aber verstehen Sie mich recht, Herr Oberst, ich mit meinen 72 Jahren — — —“

Der Kommandant ahnt, was in seinem Gegenüber vorgeht. Lebhaft unterbricht er: „Aber nein doch, Sie sollen sich selbst

helfen! Ihren Deutschen! Hier in Gotha! Sie müssen arbeiten. Wir müssen arbeiten. Alle müssen arbeiten, müssen aufbauen. Einen neuen Staat. Eine neue Gesellschaft. Eine neue Welt!“ Aufbauen? Arbeiten? Gut und schön. Aber wozu ein kartographischer Betrieb? Heute, wo man nach Kartoffeln Schlange stehen muß, wo das Fleisch fehlt und man nicht weiß, wo man die Kohlen für den Winter herbekommen soll. Arbeit bei Perthes, das ist doch Hirngespinnst!

Wieder spürt der Kommandant das innerliche Zögern des Partners. „Arbeiten Sie heute und denken Sie an das Morgen!“ sagt er. „Sie meinen, kein Papier ist da, keine Farbe, kein Zeichienstift, nichts? Richtig! Aber gehen Sie zu Ihren Leuten und sagen Sie: Wir wollen anfangen! Da ein bißchen und dort ein bißchen und immer mehr ein bißchen. Es wird gehen, und Sie werden zu mir kommen, sooft Sie wollen, und Sie werden mir sagen, wo es fehlt, und ich werde helfen. So gut es geht. Es wird schwer werden, sehr schwer. Sie sind arm geworden und wir auch. Nitschewo njetu! Es ist nichts da! Und Sie wissen warum. Aber es wird wieder dasein! Und es werden auch Aufträge dasein, wenn Sie leisten können.“

Plötzlich fällt etwas von Hermann Haack ab. Eine schwere Last. Er sagt nur ganz einfach: „Ich will es versuchen, Herr Oberst!“ „Gut, gut!“ antwortet der Oberst. „Und nun entschuldigen Sie mich. Die Arbeit. Wir haben keine Zeit zu vergeuden.“

Ein Händedruck. Draußen im Vorzimmer drängen sich neue Petenten.

Sinnend geht Hermann Haack heim. Die Sonne steht hoch am Firmament. Ein Gewitter scheint für heute nicht mehr zu drohen. Wie gut, daß ich die Beete gegossen habe, denkt er, und den Unrathaufen im Garten werde ich mir auch vornehmen. Gleich morgen früh. Der Humus drunter muß ans Tageslicht. Er muß Luft haben, damit er atmen kann und seiner Bestimmung zugeführt wird.

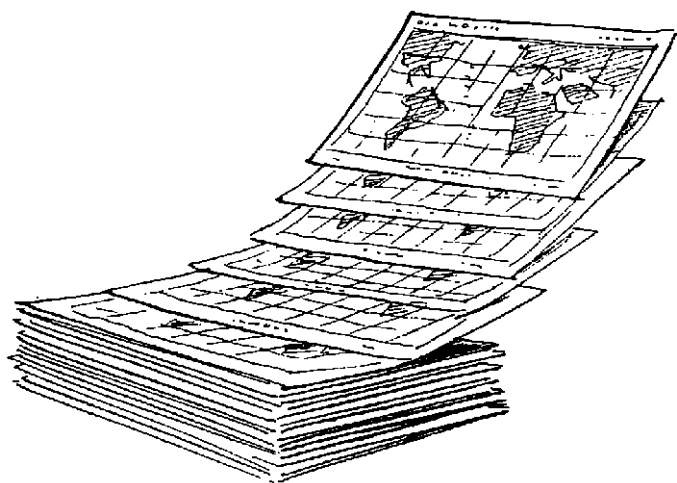
In den nächsten Tagen berät sich der Professor mit der Verlagsleitung und seinen Mitarbeitern. Bald darauf läuft in der

Stadt die Nachricht um: Bei Perthes wollen sie auch wieder arbeiten! Im September soll's losgehen. Die Russen haben es „befohlen“!

Die Russen? Na ja, wer weiß, was da wieder dahintersteckt. Hermann Haack weiß es besser.

Und es geht los! Langsam, sehr langsam. Keinem wird dabei etwas geschenkt. Ein paar sowjetische Aufträge kommen herein. Die Schulen melden sich. Wir brauchen Atlanten! Schafft Schulwandkarten! Dringend! Aber woher nehmen, wenn immer wieder die Rohstoffe ausbleiben und wenn keiner recht weiß, wie die neuen Atlanten und Wandkarten eigentlich aussehen sollen. Manchmal möchte man bei Perthes den ganzen Kram verzweifelt hinschmeißen. Dann setzt sich der alte Professor auf die Bahn, fährt nach Berlin, wo das kommende Staatsgebilde der DDR noch in den Kinderschuhen steckt. Er verhandelt mit einem Dutzend Instanzen, von denen sich elf als unzuständig erklären und ihn abschieben. Bei der zwölften erreicht er etwas oder auch nicht. Dann fährt er eben in der kommenden Woche wieder hin und kehrt mit einem Bruchteil erfüllter Wünsche zurück. Aber es geht voran! Neue Mitarbeiter treten ein. Neue Pläne werden erwogen, und an die alte wissenschaftliche Tradition wird wieder angeknüpft. Ein großer Tag ist da, als 1948 das erste Heft der neuen Folge von „Petermanns Geographischen Mitteilungen“ erscheint, und acht Jahre darauf, am 18. April 1956, kann man am Geburtstag ihres Schöpfers August Petermann vor seinem Denkmal im Gothaer Park das hundertjährige Jubiläum dieses wissenschaftlichen Publikationsorgans festlich begehen. Nach wie vor sind die „Mitteilungen“ eins der bedeutendsten Fachblätter der Erde auf dem Gebiet der geographischen Wissenschaft, getragen von der Mitarbeit führender Geographen des In- und Auslandes. Sie konnten inzwischen zu einem wesentlichen Teil wieder für eine Zusammenarbeit gewonnen werden. Gotha und damit Deutschland haben trotz der staatspolitischen Zerrissenheit wieder aktiven Anteil an der geographischen Forschungsarbeit. Das Wagnis ist gelungen, und

eine von den vielen Schranken ist gefallen. Es gibt kein Beiseitestehen, keine Isolierung, keine Verfemung mehr. Wieder gleiten nun tagtäglich in den Maschinensälen die weißen Bogen durch die Schnellpressen. Farbe setzt sich haargenau an Farbe, und am Kopf tragen die bunten Kartenblätter noch immer den Namen Hermann Haack.





A

n den Landstraßen nach Friedrichswerth und in den Dorfgärten schwinden die letzten Blätter. Der Herbst hat ausgeglutet. Die Frucht des Jahres ist in der Scheuer und die Erntefeier vorüber.

Der Professor ist am Vormittag im Wagen des Instituts nach seinem Geburtsort herausgefahren. Der Fahrer ist ihm behilflich gewesen, die Packen und Rollen ins Haus zu tragen. Dann aber hat der Professor darum gebeten, nicht zu warten, sondern ihn erst gegen Abend wieder abzuholen.

Hermann Haack will allein sein, allein im Vaterhaus, in dessen Erdgeschoß ihm die Gemeinde einen Raum zur Verfügung gestellt hat. Er ist des Alleinseins froh. Die letzte Woche war überreich an Eindrücken, an freundlichen Begegnungen und Bezeugungen der Liebe und Verehrung. Aber sie war anstrengend. Vor drei Tagen hat er seinen 83. Geburtstag begangen. Eigentlich gar kein Datum, dessen man besonders festlich gedenken mußte. Aber sie waren alle gekommen, der Vertreter des Ministers für Leichtindustrie, der Vertreter des Amtes für Literatur und Verlagswesen, die Beauftragten der Bezirks-, Kreis- und Stadtbehörden und der politischen Parteien, die Abgesandten der Universitäten, die Kollegen und Mitarbeiter des Betriebes und viele andere mehr. Und sie hatten ihn in ihre Mitte genommen und gefeiert.

Feierlicher Höhepunkt war ohne Zweifel die Namensgebung gewesen. Die von Justus Perthes einst gegründete Gothaer Geographisch-Kartographische Anstalt trägt von nun an seinen Namen, und vor dem Namen stehen die drei gewichtigen Buchstaben VEB. Der Betrieb ist dem Volk zu eigen gegeben und künftig mit dem Namen Hermann Haack untrennbar verbunden. Als die Lizenz-Urkunde überreicht wurde, die diesen Tatbestand bekräftigt, war ein langanhaltender, jubelnder Beifall ausgebrochen, und er hatte hinterher zahllose glückwünschende Hände drücken müssen.

Und warum das alles, dieser ganze festliche Aufwand? Die Gründung des Justus Perthes besteht seit 170 Jahren, und er selbst, Hermann Haack, ist seit runden 60 Jahren, also für ein gutes Drittel dieser Zeitspanne, mit dem Unternehmen auf Ge-
deih und Verderb verbunden. Man soll sein Licht gewiß nicht unter den Scheffel stellen. Er hat allerhand für das Unternehmen geleistet, den Stieler, die Schulwandkarten, die Globen, den Geographischen Anzeiger, den Wiederaufbau nach 1945. Die Festredner hatten das alles gebührend gewürdigt, wie man so zu sagen pflegt. Aber war das für ihn nicht letzten Endes einfach Pflicht gewesen? Selbstverständliche Verpflichtung eines

zu einem Berufe Berufenen? Nein, die Sache mit der Namensgebung liegt wohl doch noch tiefer. Ein Mitarbeiter am Werk, ein darin Beschäftigter, ein Angestellter sozusagen, zeichnet künftig mit seinem Namen für das Unternehmen, das heißt für die gemeinsame Arbeitsleistung aller, die daran schaffend teilhaben. Das ist das Neue, das Sinngebende, erwachsen aus einer neuen Gesellschaftsordnung, die den arbeitenden Menschen in den Mittelpunkt rückt. Der Name Hermann Haack in der Firmenbezeichnung ist also ein Beispiel. Er steht für alle. Und ein Kartograph darf seinen Namen dafür einsetzen. In ihm wird die Kartographie, ein der Wissenschaft dienender, praktischer Beruf, geehrt, der selbst Teil der Wissenschaft ist. Das macht stolz und macht auch dem damit Geehrten die Namensgebung tragbar.

Die Last der Verpflichtung wird damit nicht geringer, und man muß ihr bis zum letzten Arbeitstag genügen. Nicht mehr so aktiv. Das Alter beansprucht seinen Tribut, und man kann auch nicht ewig Karten zeichnen, wenngleich die alten Kartographen-Augen noch nicht versagen und die Hand noch immer Stift und Feder zu führen weiß. Es sind andere da, jüngere. Mit neuen Ideen, mit neuen Plänen. Die letzterschienenen Schulwandkarten tragen bereits den Vermerk: Arbeitskreis Dr. Hermann Haack und fallen durch eine andere Methode der Geländedarstellung und der Farbgebung ins Auge. Das Gesetz des Lichteinfalls auf die Erdoberfläche und die dadurch entstehende Licht- und Schattenverteilung im Gelände bilden die Grundlage für diese Methode. Dadurch werden im Kartenbild gleitende Übergänge erzielt. Härten werden vermieden, und im Gesamteindruck wird eine größere Naturnähe erreicht.

Recht so! Alles Neue hat, wenn es die Bewährungsprobe besteht, Anrecht darauf, das Alte abzulösen, und wenn man ein so hohes Alter erreicht hat wie ein gewisser Hermann Haack, darf man sich getrost vom Tempo der Zeit überrunden lassen. Das tut der eigenen Leistung keinen Abbruch.

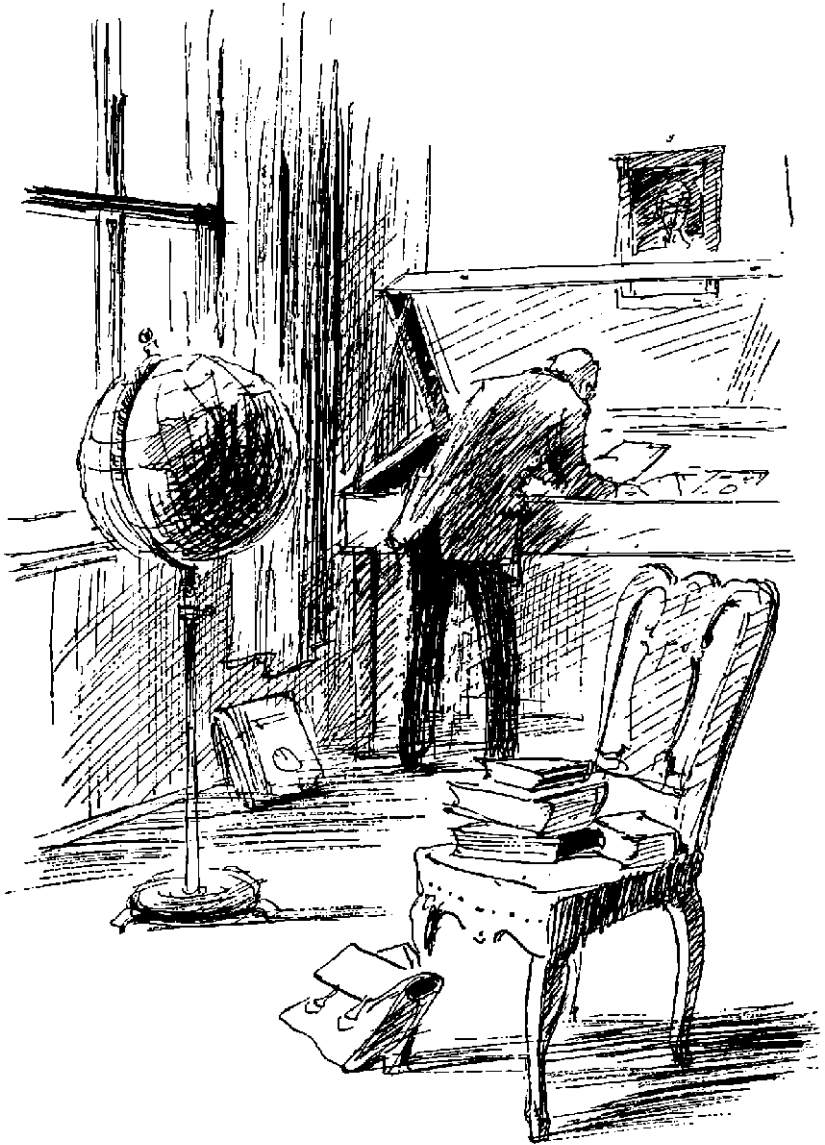
Nur eins hat er den Jungen gesagt, als er sich für die Festreden

und Glückwünsche und Ehrungen aus tiefstem Herzen bedankte. Etwas, wozu er sich verpflichtet fühlte.

„Denken Sie immer daran“, hat er gesagt, „daß die Kartographie eine Wissenschaft ist und nicht nur eine einfache Produktionsangelegenheit, die nach Planung und Aufträgen ihr Pensum erarbeitet. Planung und Pensum müssen sein. Aber die Wissenschaft arbeitet auf weite Sicht. Sie muß Spielraum haben zum Experimentieren, zum Durchdenken, auch einmal zu einem Irrweg, aus dem sich erst die wirklich neue Sicht herauskristallisiert. Planung und Pensum müssen darauf Rücksicht nehmen.“ Dann hat er ihnen noch einmal kurz die nächstliegenden Aufgaben skizziert, wie er sie sieht. Mögen sie sich nun damit herumschlagen. Er wird jeden Erfolg gutheißen. Er wird auch weiter an seinem Arbeitsplatz sitzen und sich beschäftigen. Das kann er gar nicht anders. Und wenn einer einen Rat braucht, soll er zu ihm kommen.

Aber er hat noch eine andere Aufgabe, eine persönliche, zu deren Lösung er heute und schon öfters hier herausgefahren ist. Wenn man acht Jahrzehnte auf dem Buckel hat, wird es Zeit, die eigene Hinterlassenschaft zu ordnen, und einem Kartographen liegt nun mal die Ordnungsliebe im Blut.

Sorgfältig knüpft der Professor die beiden dicken Bücherpacken auf, die er mit herausgebracht hat. Band für Band kommen die mehr als 40 Jahrgänge des „Geographischen Anzeigers“ hervor und werden dem anderen bereits vorhandenen Haack-Schrifttum zugeordnet. Sie gehören selbstverständlich hierher in dieses kleine „Museum“. An den Wänden hängen schon die Familienbildnisse, die Großeltern, das Kinderbild des Vaters, das Bild der guten Tante Emilie, die den kleinen Hermann einst hochgepäpelt hat. Dazu die Bilder der Lehrer von der Schule und der Universität, soweit sie noch aufzutreiben waren. Eine andere Wand schmückt die erste große Schulwandkarte der Alpenländer. Der erste Globus von 1914 steht in einer Ecke, und natürlich ist auch das erste kartographische „Meisterstück“ des Tertianers Haack vorhanden, die Karte vom einstigen Her-



zogtum Gotha, auf der die Friedrichswerther Schulkinder generationsweise mit dem Zeigestock auf- und abgefahren sind, um ihre Heimat kennenzulernen.

Heute will er noch in die Vitrine mit den Dokumenten ein bißchen Ordnung hineinbringen. Aber die inhaltsschweren Blätter liegen schon beinahe übereinander, so viele sind es. Hier muß neu gruppiert werden.

Aha, hier liegt das Diplom aus Pernambuco. Damit begann es überraschenderweise. Schon im Jahre 1904. Den Herren von der dortigen Geographischen Gesellschaft hatte der „Geographen-Kalender“ aus Gotha so imponiert, daß sie den Herausgeber, den Senor Excelentissimus Dr. Hermann Haack, zu ihrem korrespondierenden Mitglied wählten. Der Presidente und zwei Secretarii haben es beglaubigt.

Aus den späteren Jahrzehnten häufen sich die Diplome. Die Münchner Geographen haben 1933 die erste Ehrenmitgliedschaft in der langen Reihe ausgesprochen. Die Goethemedaille von 1942 ist zu sehen und die Goldene Humboldtmedaille der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin. Den Ehrendoktor hat die Mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät der Universität Jena verliehen. Gotha und Friedrichswerth haben die Ehrenbürgerbriefe beige-steuert.

Und da liegt die Urkunde, die unter dem 6. Oktober 1953 dem verdienten Kartographen auf Beschluß des Ministerrats der Deutschen Demokratischen Republik den Nationalpreis 1. Klasse zuerkennt!

Auch das Diplom der Russischen Geographischen Gesellschaft ist vorhanden. Dazu gehören die beiden Dokumente, die der Professor heute mit herausgenommen hat. Sie tragen ihm die Würde eines Ehrenvorsitzenden in der Ortsgruppe Gotha und der Landesgesellschaft Thüringen der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft an. Beide Institutionen sind von ihm ins Leben gerufen worden. Für ihn damals eine Selbstverständlichkeit und beileibe kein äußerlicher Auftrag nach dem Gespräch mit dem Stadtkommandanten und dem, was daraus für die Anstalt folgte. Leicht war es nicht gewesen. Tiefgreifende Spannungen lassen sich nicht einfach mit ein paar Federstrichen austreichen. Aber die Menschen und die Völker müssen sich

verstehen lernen, müssen bei gegenseitiger Achtung nationaler Eigenart das Gemeinsame suchen, um zu besseren und vernünftigeren Lebensformen zu kommen. Hier bleibt noch immer viel zu tun, damit Europa und die Welt nicht nur auf dem Kartenblatt eine kartographische Einheit bilden.

Während der Professor noch den Inhalt der Vitrine ordnet, klopft es. Leicht ungehalten fordert er zum Eintreten auf. Ach so, der Schulleiter von nebenan ist es! Das ist etwas anderes. Er ist stets willkommen.

Die beiden plaudern zunächst von den Fest-Erlebnissen. Der Schulleiter freut sich, wie frisch und munter der Professor trotz der anstrengenden Tage ist. Mit 83 Jahren! Da steckt eben gesundes Bauernblut drin, das alle Gelehrsamkeit nicht hat zerstören können.

Schließlich wagt er es, sein Anliegen vorzubringen. Der Professor wisse doch, wie sehr die Friedrichswerther Schulkinder an ihm hängen. Immer wieder wollen sie von ihrem Professor etwas Neues hören, und wenn er hier sei, ginge es wie ein Lauffeuer durchs ganze Dorf. Sein Kollege Fröhlich habe den Kindern im Ferienlager genau über das Leben des Professors berichten müssen, und nun gebe es eben nur noch einen Wunsch: Können wir nicht mal nach Gotha und ins Institut, damit wir selbst sehen, wie das dort alles vor sich geht?

Hermann Haack bedenkt sich kurz. In Gotha sieht man solche Besuche begreiflicherweise nicht allzugern. Gewiß, Fachleute, Studenten und angehende Geographen werden natürlich gern einmal durch die Anstalt geführt, aber Schulklassen grundsätzlich nicht. Das würde zu weit gehen und den genau geregelten Arbeitsablauf hemmen. Mit den Friedrichswerthern jedoch ist das ein besonderer Fall. Die gehören gewissermaßen zur Familie, und wer weiß, vielleicht steckt wieder ein künftiger Kartograph darunter, dem man doch nicht den Weg zum VEB Hermann Haack verbauen kann.

„Gut!“ entscheidet der Professor. „Kommen Sie mit einer

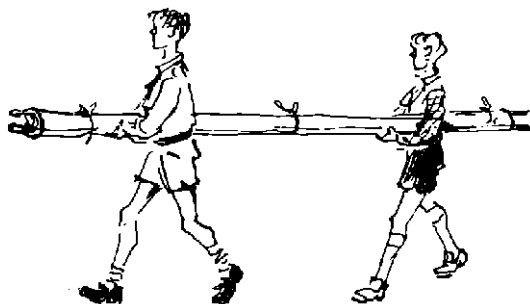
Gruppe aus den obersten Klassen. Ich werde das Nötige veranlassen und Ihnen weitere Nachricht geben.“

Als der Schulleiter das Haack-Haus verläßt, wundert er sich gar nicht, daß er draußen erwartet wird. Einige ganz Gewitzte haben sich auf die Lauer gelegt.

„Hat er es erlaubt? Dürfen wir kommen?“

Der Schulleiter schweigt vielsagend. Aber Otto läßt sich nicht verblüffen.

„Hach, wir dürfen nach Gotha!“ ruft er begeistert und schlägt vor lauter Wonne mitten auf der Dorfstraße einen Purzelbaum.





D

er große Tag ist endlich gekommen. Neun Mädchen, acht Jungen und zwei Lehrer haben den Omnibus bestiegen, von den Jüngeren, die noch nicht mitdürfen, schwer beneidet. Am liebsten wären noch ein paar Väter und Mütter mitgefahren, aber das geht nun auch wieder nicht. Man kann ja schließlich nicht mit einer ganzen Karawane auftreten.

Nach einer knappen halben Stunde sind sie am Ziel. Verheißend leuchtet am Eingang das neue Schild: VEB Hermann Haack.

Als sie sich alle im Vortragsraum versammelt haben, in dem

das Bild des Professors hängt, kommt der Professor selbst mit einigen Mitarbeitern. Er freut sich, daß seine Friedrichswerther da sind, und nun wird es gleich interessant, als einer der Mitarbeiter etwas über die Geschichte der Anstalt erzählt und eine Reihe von Büchern, Schriften und Atlanten vorzeigt, die in letzter Zeit herausgekommen sind. Bald schwirren Namen, Titel und Zahlen nur so um die Ohren herum.

Einige Jungen und Mädels haben sich vorsorglich Notizblock und Bleistift mitgebracht. Aber schon bald gibt es einer nach dem anderen auf, da noch mitzuschreiben. Es ist bloß gut, daß man das nicht alles auswendig lernen muß. Aber die neuen Taschenatlanten, die sind fein! Sie kosten nur ein paar Mark, und man hat auf den klaren Kartenbildern und in den erklärenden Textbeigaben säuberlich alles beisammen, was man über die Länder der Erde oder über Deutschland wissen möchte. Wie hoch ist der Eiffelturm in Paris? Augenblick mal! Hier steht es: genau 300 m hoch! Welches ist die größte Tiefe der Ostsee? Muß man ja schließlich wissen, wenn man mal nach Usedom reisen sollte. Aha, 463 m! Kaum zu glauben. Wirklich, so ein Taschenatlas ist eine prima Sache. So einen muß ich unbedingt mal haben, nimmt Wolfgang sich im stillen vor.

Als die Aufmerksamkeit bei allem guten Willen schon ein bißchen nachzulassen beginnt, schwebt plötzlich wie aus dem Himmel eine Wandkarte herab. Ja, sie haben im VEB Hermann Haack einen richtigen Landkartenhimmel! Ein Griff am Schnürchen, und schon entrollt sich die altbekannte Deutschland-Karte, die sie auch in der Schule haben. Ein neuer Griff, und nun rollt Afrika von oben her über Deutschland hinweg, und die nächste Verwandlung erweist sich als noch interessanter: eine Karte, auf der mit sehr einprägsamen Signaturen alle Bergbau- und Industriegebiete der Erde zusammengetragen sind. Es geht hier zu wie im Theater. Jeder Akt ein neues farbiges Bühnenbild.

Aber das kommt noch viel besser. Jetzt verläßt die Gruppe den Vortragsraum, und nun beginnt eine Wanderung treppauf,

treppab durch alle Abteilungen und Arbeitssäle des weitverzweigten Hauses. Das nimmt kein Ende. So groß und vielseitig haben sie sich den Betrieb des VEB Hermann Haack wirklich nicht vorgestellt. Von Station zu Station erschließt sich der Werdegang einer Landkarte immer deutlicher.

Zunächst dürfen sie dem Kartographen einmal bei der Arbeit zuschauen. Er zeichnet gerade an einem Teilblatt für die neue Wandkarte der Balkanhalbinsel. Das Gradnetz und die Umrisslinien des Landkomplexes sind bereits entworfen, und nun werden die Einzelheiten ins Kartenblatt eingetragen, die Städte, die Flüsse, die Gebirgszüge. Natürlich existieren schon eine Reihe älterer Darstellungen von diesem Gebiet. Sie hat sich der Kartograph vorher aus dem großen Kartenarchiv der Anstalt besorgt und gründlich studiert. Aber er kann eine solche Vorlage nicht einfach stumpfsinnig abklatschen. Es hat sich inzwischen vieles verändert. In der geographischen Fachliteratur ist Neues über das Land berichtet worden, und diese Erkenntnisse müssen bei der Neugestaltung des Kartenbildes selbstverständlich berücksichtigt werden. Auch ist man bekanntlich zu grundsätzlich neuen Darstellungsmethoden übergegangen. Eine Wandkarte aus den Anfangszeiten von 1912 wirkt auf den Beschauer ganz anders als eine Karte von 1955. Das können die Kinder an Beispielen und Gegenbeispielen unschwer feststellen.

Und nun können die Friedrichswerther einmal einem Kupferstecher über die Schulter schauen. Ganz leise sind sie in den kleinen Raum eingetreten, in dem der alte Meister und sein Kollege über die 2 bis 3 mm starken, vorher gewalzten und gehämmerten Kupferplatten gebeugt sitzen. Neben der Kupferplatte liegt die Vorlage, wie sie ihnen der Kartograph zur Weiterarbeit überlassen hat, und nun gräbt und stichelt der Meister, die starke Lupe ins Auge geklemmt, mit seinen scharfen Werkzeugen jeden Strich, jede Linie und jeden Buchstaben in das Kupfer ein. Eine mühsame Arbeit, und das tollste dabei ist ja, daß das alles seitenverkehrt, mit anderen Worten spiegel-

bildlich, geschehen muß, denn sonst würde später, durch das Druckverfahren bestimmt, alles auf dem gedruckten Kartenbild rechts und links vertauscht sein. Jeder Ortsname muß also beispielsweise mit der Buchstabenfolge von hinten nach vorn eingestichelt werden. Das Auge des Kupferstechers hat sich in den langen Jahren der Arbeit an diese merkwürdige Sicht gewöhnt. Der alte Meister, der ihnen alles so freundlich erklärt und sie auch mal durch die Lupe blicken läßt, sitzt bereits seit dem Jahre 1913 an dem gleichen Arbeitsplatz. Noch immer ist der Kupferstich die zwar mühsamste, aber auch für die spätere Bildwirkung klarste Art der Kartenherstellung, und alle Stielerkarten werden im Kupferstichverfahren vervielfältigt. Aber das kostet Zeit, viel Zeit, und ein solcher Aufwand an Arbeitsleistung läßt sich nur bei so bedeutsamen Standardwerken rechtfertigen. Für die Massenproduktion der Schulatlanten zum Beispiel hat man weniger zeitraubende Methoden entwickelt, und dabei hat die Technik dem Menschen geholfen.

Die Technik! Donnerwetter, da muß man wirklich staunen! Jeden Ortsnamen etwa noch bei einem solchen Vervielfältigungsverfahren mit der Hand eintragen? Kommt gar nicht mehr in Frage!

Wozu haben wir das Licht, die Linse und die Photographie? Die Lichtsetzmaschine besorgt das alles weitgehend automatisch. Wie bei der Schreibmaschine können die Buchstaben aneinandergereiht werden. Eine solche Zusammenstellung von Ortsnamen wandert dann in die Kammer, die fast völlig von einer großen Photo-Apparatur ausgefüllt wird. Das Licht im Raum erlischt. Die Bildfläche im Apparat leuchtet hell auf. Noch ist auf ihr nichts zu sehen. Plötzlich dreht der Zaubermeister im Hintergrund an irgendeinem Knopf, und schon huscht der Ortsname Hamburg gespenstisch auf der Fläche hin und her, bis er genau an dem Punkt stehenbleibt, wo später im Kartenbild der Name Hamburg sitzen muß. Einen Augenblick noch. Die Druckschrift ist doch etwas zu klein? Hamburg ist immerhin eine Großstadt. Der Zaubermeister bewegt einen

anderen Knopf. Der Name Hamburg wächst und wächst, bis er genau den vorgeschriebenen Größengrad erreicht hat.

Wunder der Technik! Dem Kundigen sind es keine Wunder, sondern Ergebnisse des rastlos schaffenden menschlichen Verstandes. Mit der Reproduktionsphotographie kann man ganze Original-Kartenzeichnungen so behandeln, daß schließlich ein Negativ entsteht, welches seinerseits wieder die Grundlage für den eigentlichen Druckvorgang in der Schnellpresse bildet.

Überhaupt und endlich der Druck!

Es wird ihnen fast feierlich zumute, als die Kinder, nachdem sie noch durch verschiedene Abteilungen hindurchgekommen sind, schließlich in den großen Maschinensaal eintreten, wo die Schnellpressen gleich schweren Kolossen hintereinander aufgereiht sind und den ganzen Raum beherrschen. Selbst der Mensch schrumpft hier gewissermaßen in sich zusammen, obwohl er diese Maschinen meistert.

Das stampft und klirrt in ewig gleichem Rhythmus. Es ist kein Höllenlärm, denn die Maschinen sind gebändigt. Aber der Raum vibriert mit, wenn sie arbeiten. Und hier ist nun auch der Ort, wo zum ersten Male im Ablauf des langwierigen Produktionsprozesses das vom Kartographen ersonnene und von seiner Hand ursprünglich gezeichnete Kartenbild mit jenem Stück weißen Papiers in Berührung kommt, das dann als Atlasblatt oder Wandkartenteilstück in die Welt hinausgehen wird. Unablässig greifen die Metallgreifer der Maschine Blatt um Blatt von dem am Anfang eingelegten, genau auf die gewünschte Größe zugeschnittenen Papierstapel, überantworten das Blatt dem komplizierten Walzengang, und am anderen Ende gleitet das gleiche Blatt, nunmehr bunt bedruckt, vom Druck der Maschine erlöst, auf den Stapel der fertigen Exemplare. Fertige Exemplare? Halt, das stimmt nicht ganz. 15- bis 20mal muß das Blatt den gleichen Vorgang über sich ergehen lassen, je nachdem, wieviel verschiedene Farbtönungen der Kartograph auf seinem Original für notwendig erachtet hat, um das Bild der Landschaft möglichst eindringlich und naturgetreu heraus-

zuarbeiten. Wollte man in einem einzigen Druckvorgang alle Farben zugleich auf das Papier aufdrucken, so würde das einen schlimmen Mischmasch geben. Nein, das geht alles hübsch nacheinander vor sich.

Da drüben läuft eben eine Schnellpresse zu einem neuen Gang an. Otto und Willi sind sofort dabei. Richtig, auf den Papierblättern, die die Maschine verlassen, befinden sich nur braune Farbflecke von einer bestimmten Tönung und in den seltsamsten Formen.

„Im nächsten Gang werden wir dann die dunkelbraunen Tönungen danebensetzen, wie die Darstellung der Gebirgsformationen es erfordert“, erklärt der Meister den beiden.

„Und das klappt immer auf den Millimeter genau?“ wagt Otto zu bezweifeln.

„Natürlich, vorausgesetzt, daß wir ordentlich aufpassen und den Druckvorgang ständig überwachen. Damit wir einen besseren Ueberblick haben, sind die sogenannten ‚Passer‘ vorhanden, die kleinen Kreuze, an denen wir den richtigen Sitz der Farbe kontrollieren können.“

„Und diese dickflüssige, fettglänzende Farbbrühe, macht die sich nicht manchmal dort breit, wo sie nicht hin soll?“ Otto ist gewohnt, den Dingen auf den Grund zu gehen.

„Kann sie nicht“, erklärt der Meister. „Denkt mal nach! Was verträgt sich absolut nicht miteinander? Na, das habt ihr doch sicher schon in der Schule gehabt. Fett und Wasser vertragen sich nicht. Wenn wir also während des Druckvorgangs die Stellen genügend durchfeuchten, auf die keine braune Farbe kommen darf, was bleibt der braunen Farbe dann also übrig? Sie kann sich nur auf den trockenen Stellen des Papiers ausbreiten. Das ist das ganze Geheimnis.“

Ausgezeichnet. Wieder etwas dazugelernt! Dankbar verabschieden sich Otto und Willi von dem Meister und eilen den anderen nach. Als sie dann alle zusammen noch erleben, wie in der Kleberei die einzelnen Wandkarten-Sektionen von geschickter Hand auf die Leinwand in der richtigen Reihenfolge

aufgeklebt werden, und zusehen, wie in der Hefterei ihr kleiner Schulatlas Lage um Lage zum Ganzen zusammengefügt wird und seinen Umschlag erhält, stimmen sie mit Herrn Fröhlich durchaus überein, als er beiläufig bemerkt: „Wer mir von jetzt an noch Eselsohren oder Fettflecke in seinen Atlas macht, der ist es gar nicht wert, daß sich der VEB Hermann Haack, angefangen vom Professor bis zur Hefterin, so um ihn bemüht!“

Heißhungerig fallen dann alle in den schönen großen Saal der Werkkantine über den Erbsen-Eintopf her. Nach soviel Wissenschaft muß man auch seinem Magen etwas zukommen lassen. Wolfgang füllt ohne Bedenken seinen Teller dreimal auf.

Der Professor kommt noch einmal und erkundigt sich, wie es ihnen gefallen habe. Wunderbar war es! Darüber gibt es keinen Streit. Als er aber lächelnd fragt, ob sich denn nun einer schon als gelernter Kartograph oder Kupferstecher oder Drucker fühle, da herrscht doch einiges Schweigen.

Auf dem Heimweg pirscht sich der lange Willi unauffällig an Herrn Fröhlich heran. Er druckst erst ein bißchen herum, und dann fragt er: „Ob die einen dort wohl annehmen würden? Als Lehrling? Später?“

Herr Fröhlich meint: „Ja, weißt du, Willi, mit deiner Vier neu-lich im Rechnen? Und mit der Rechtschreibung ist es bei dir auch so eine Sache. Wenn du dann alle Ortsnamen falsch schreibst, da fliegst du rasch wieder raus.“

Willi beschließt, im nächsten Schulzeugnis lauter Zweien zu haben. Man muß sich eben anstrengen, wenn man was werden will, und der Professor ist ja erst auch nur ein Friedrichswerther Schuljunge gewesen, und jetzt spricht die ganze Welt von ihm.

Lieber junger Leser!

Wenn Du dieses Buch gelesen hast, so schreibe uns doch bitte, was Dir an ihm besonders gefallen hat. Aber auch für kritische Meinungen sind wir – Schriftsteller, Künstler und Verlag – dankbar.

KNABES JUGENDBÜCHEREI

Gebr. Knabe Verlag Weimar – Luthergasse 1

